Friedrich von der Leyen

Deutsche Universität und deutsche Zukunft

Friedrich von der Leyen

Deutsche Universität und deutsche Zukunft

Betrachtungen

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1906

Von diesem Buche wurden 20 Abzüge auf echtem Büttenpapier zum Preise von zehn Mark für das Exemplar hergestellt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert

Unsere Ideale

Wer in Deutschland heute noch die deutschen Ideale sucht, dieselben Ideale, denen wir, wie es heißt, das Deutsche in unserer Geschichte verdanken: mannhaftes Eintreten für Überzeugung und Recht, ein Leben für den inneren Beruf, stille Arbeit um ihrer selbst willen, eine ernste und dauernde Begeisterung für alles Erhebende, sei es nun Vaterland oder Religion, sei es Wissenschaft oder Kunst, gleichviel ob es Ehre und Auszeichnung oder ob Nichtachtung und Verfolgung einbringt, — wer alle diese deutschen Ideale sucht, kann sie freilich oft genug preisen hören, aber diese preisenden Reden werden ihm bald einförmig und leer klingen und er wird bald erkennen, was sie eigentlich sind: inhaltloser Lärm, Phrasen, die man patriotisch nennt, Heuchelei, mehr oder minder geschickt verhüllte Sorge für äußere Erfolge oder gar aufdringliche Reklame.

Auf den Universitäten, sagt man, blühe dieser deutsche Idealismus wie vor Jahrhunderten schon. Denn diese deutschen Universitäten gehören noch immer der besten deutschen Jugend und seien mit ihr jung geblieben.

In Deutschland gibt man der Jugend, die später die Leitung und den geistigen Vorrang im Lande haben soll, in den empfänglichsten Jahren eine Freiheit, wie im ganzen Leben nie wieder. Man gibt ihr in denselben Jahren den Ernst des Lebens zu kosten, spricht zu ihr wie zu Männern, nicht wie zum unreifen Knaben, erteilt ihr die entscheidenden Weisungen, gibt ihr alle wesentlichen Grundlagen für ihren Beruf und legt ihre Zukunft in ihre Hand. Die besten deutschen Gelehrten sind für diese Jugend kaum gut genug. Sie darf sich von allen unzähligen ihr gebotenen Verheißungen die auswählen, die

ihr die verlockendsten scheinen und außerdem ihr Leben in vollen Zügen genießen. Die Bevormundung, die gerade die Reiferen auf der Schule so aufbringt, ist spurlos verschwunden, aber auch die Verhätschelung, durch die man Musterschüler so gern verwöhnt, hat ganz aufgehört. Jeder geht seine eigenen Wege, verschwindet in der Masse und muß, im Grunde doch nur auf sich selbst angewiesen, sich weiterfinden. Das alles ergibt eine Mischung von Ernst und Strenge, Bescheidenheit und Ausdauer, Freiheit, Begeisterung und Jugendglück, die auch nur Deutschland kennt, die das Leben der Bedürftigen und Geringen bis ins Alter hinein verklärt und auch für Prinzen und Fürsten das Schönste aus der ganzen Jugend bleibt. Daß die Universität so unsagbar viel sein und geben kann, kam der großen nationalen Zeit vor und um 1813 zum erstenmal recht tief ins Bewußtsein. Und immer in unsern großen vaterländischen Jahren hat die Universität die Schätze und Verheißungen, die in ihr ruhen, entdeckt, und von ihr aus strömte Jugend und Begeisterung in Deutschlands Körper.

Das ist ja gewiß, die Universität von heute ist ein sehr anderes Gebilde als etwa die Universität von 1850. Aber gerade in den letzten Jahrzehnten war den deutschen Universitäten eine ganz ungewöhnliche und Bewunderung fordernde Entwicklung beschieden. Die Zahl der Studenten ist andauernd gewachsen und wächst immer noch. Auch die Wissenschaft erzeugte aus sich immer neue Probleme und Wissenschaften. Die ungeheure Ausdehnung und Bedeutung gerade der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer wurde oft genug bestaunt. Aber die philologischen blieben hinter jenen nicht zurück. Die orientalische, die indische, die ägyptische, die klassische, die slawische, die romanische, die englische und

die deutsche Philologie, die Geschichte und die Volkswirtschaft z. B. haben sich teils ganz neue Arbeitsgebiete erobert, teils auf den Universitäten sich überhaupt erst durchgesetzt. Für die Ärzte und Naturforscher wurden immer neue Kliniken und Laboratorien, Anstalten und Institute, eins imposanter und durchdachter als das andere geschaffen, auch für die Wissenschaft und die Menschheit Millionen auf Millionen gern geopfert. Den philologischen und geschichtlichen Wissenschaften erleichterte man durch Seminare und Bibliotheken das Studium überall. Auf den kühnen und mühseligen Forschungsreisen, die besondere Ausdauer, Umsicht und Entbehrungen fordern, mühen sich heute die Wissenschaften in schönerem Wetteifer denn je. Bald dienen diese Fahrten geographischen oder anthropologischen Aufgaben, bald unternimmt man sie für Ausgrabungen, sei es in Griechenland und Italien, sei es in Ägypten und Babylon, sei es in Zentralasien. Bald müssen sie botanische oder zoologische Geheimnisse ergründen helfen, bald in ihrem Wesen noch nicht aufgeklärte Krankheiten untersuchen. Von all diesen großen Unternehmungen entfallen in Deutschland fast alle auf die Universitäten oder die mit ihnen eng verbundenen Akademien.

In den letzten Jahrzehnten gingen die Universitäten auch weit über die Grenzen hinaus, in denen sie sich früher bewegten. Die University extension ist seit zehn Jahren ungefähr ein Schlagwort. Universitätslehrer halten gegen geringes Entgelt Männern und Frauen, Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten, überhaupt jedem, der es hören will, zusammenhängende Vorträge über die Gebiete, die sie beherrschen. Ärzten, Lehrern und Beamten werden in Ferienkursen die Kenntnisse aufgefrischt und man spricht ihnen über

die neuen Resultate der Wissenschaften. Auch den Frauen, die ihrem Leben durch Studium und ärztliche Wirksamkeit einen eigenen schönen Inhalt geben wollen, war die Universität nach kurzem Widerstreben gefällig und öffnet ihnen jetzt vielleicht etwas zu weit ihre Pforten. Der Hörerkreis auf Universitäten, auf größeren zumal, ist heute ebenfalls reicher und mannigfacher. Während er früher meist nur aus denen bestand, die sich durch ein humanistisches Gymnasium gearbeitet hatten, erscheinen nun noch die Zöglinge vieler anderer Schulen. Dazu kommt die manchmal recht große Zahl der „Kollegbummler", Offiziere und Beamten außer Dienst, Kaufleute, Schauspieler und Private. Es ist ein ganz einziger, oft überwältigender Eindruck, wenn in der Zeit zwischen den Vorlesungen die Scharen aus den Hörsälen und in die Hörsäle zu den Wissenschaften strömen und Tausende zu ihrer Belehrung und Bildung wie zu kostbaren Gütern sich freudig drängen.

Die Überzeugung schafft sich immer entschiedener ihr Recht, daß man eine Heilkunst ohne Seelenkunde nicht denken kann und jeden Krankheitsfall auf seine besondere Art, der zu heilenden Person entsprechend, beurteilen müsse. Friedrich Paulsen sagt in seinem schönen Buch über die Universitäten, der Arzt sei für viele heute, was früher der Prediger war. Die Mahnungen und Warnungen des Predigers fruchteten heute wenig, Gründe der Religion und Sittlichkeit zum Beispiel hielten unsere Generation nur selten von Ausschweifungen zurück. Aber der Arzt, der deren furchtbare Gefahren und Folgen kenne, vermöge auf die Jugend eindringlicher und erfolgreicher als irgend ein anderer zu wirken. Eine Wirksamkeit derart ging gerade in den letzten Jahren von den medizinischen Fakultäten aus. Universitätslehrer haben falsche

sittliche Scheu und Vorurteile unablässig bekämpft, haben jedermann über alle Grundfragen eines gesunden Lebens, eines gesunden Wohnens, eines gesunden Berufes aufgeklärt, die Gefahren der Tätigkeit und Lebensführung, die so vielen Arbeitern aufgezwungen wurde, jedermann gezeigt. Universitätslehrer haben die verwüstenden Folgen aller Ausschweifungen ohne hohles Pathos, ohne Weherufe über die Verkommenheit der Jugend besprochen unter Berufung auf Tatsachen und Erfahrungen, die eine schrecklichere Sprache reden, als alle sittliche Empörung sie reden könnte.

Dies alles, über das ich hier so rasch fortsprach, muß man bedenken, dann begreift man leicht, wenn viele sagen, die deutschen Universitäten seien heute großartiger und imposanter, opferfroher und begeisternder als früher. Und die Universität wirke auch viel fruchtbringender auf die großen Massen des Volkes als jemals in der Vergangenheit. Was heute vielleicht geringer sei als früher, könne man leicht verschmerzen; im Vergleich mit den neuen, in ihren Folgen gar nicht übersehbaren Errungenschaften, zu denen die Universität sich jetzt emporarbeitete, käme es nicht in Betracht. Die Philosophie und Theologie, die Geschichte und die Philologie, die Juristerei müßten sich eben trösten und sollten zugunsten der Naturwissenschaften und Medizin zurücktreten. Die Ideale und die Resignation, die diese forderten, seien den alten durchaus ebenbürtig, würden mit der gleichen inneren Freude und Zuversicht getragen und das sei die beste Gewähr für die deutsche Zukunft.

Ich stimme gern in solche Lobeshymnen ein und wünschte, ich könnte die neuen unvergleichlichen und überwältigenden Erfolge der Universitäten um vieles anschaulicher und eindrucksvoller schildern, als ich sie hier geschildert habe. Trotz-

dem — es ist sehr schmerzlich, aber es muß doch einmal gesagt werden — was die Universitäten schon verloren haben, und was sie noch verlieren, ist höher und köstlicher als dies alles, es ist ganz unersetzbar und wird gerade durch die Entwicklung fortwährend bedroht, die ungefähr vor 50 Jahren begann und die Universitäten immer noch mit sich fortreißt.

Dieser Ausspruch kommt vielleicht unvermittelt, unerwartet und befremdend. Man bedenke aber dies: Wenn die Universitäten heute auf breitere Volksschichten wirken als früher, wenn das Volk sich so begierig zu dieser Bildung drängt und sich gar nicht von ihr ersättigen läßt, wenn das den Studenten gebotene Wissen auch reicher und verlockender wurde, so müßte man eigentlich als Ergebnis erwarten, daß die gesamte Erziehung und das Schulwesen sich zu neuer Vollendung aufgeschwungen, daß die Rechtsprechung humaner und reifer geworden, die Theologie duldsamer, im stillen der echten Religion lebend, tiefdurchdrungen von der Schwäche und Unwürdigkeit auch des besten Menschen. Man müßte auch erwarten, daß sich das öffentliche Leben fortdauernd veredle. Und seine Organe, Parlament und Presse, müßten die von der Universität begründete erhöhte Bildung zum sichtbaren Ausdruck bringen: die Abgeordneten müßten politisch reife und weitblickende Männer sein, in der Presse ein mächtiges, achtunggebietendes Volk sich besonnen aussprechen, ein Volk, dessen Wissenschaft und Industrie vielfach führend, dessen Soldaten, dessen Handel und dessen Kunst den Vergleich mit den Besten nicht zu scheuen brauchen, das aber den besten Überlieferungen seiner Kultur getreu sich nicht prahlend überhebt, sondern bescheiden und seines Weges sicher ohne Geräusch weitergeht, höheren Zielen entgegen.

Bei diesen schönen Worten wird mancher ein Lächeln kaum unterdrückt haben, so seltsam widersprechen sie aller Wirklichkeit. Gerade das Gegenteil von allem, was wir erwarten, müssen wir zu unserem Leidwesen täglich mit ansehen und zugleich feststellen, daß es nur noch schlimmer wird. An der Schule und der Erziehung wird ja seit 1890 unausgesetzt reformiert, besser ist sie dadurch nicht geworden, nur verwirrter in ihren Darbietungen und Anforderungen, weniger gründlich, aber anmaßender. In der Rechtsprechung häufen sich andauernd die Urteile, die der einfache Menschenverstand nicht begreift, weil sie sein natürliches und sittliches Empfinden empören und verletzen. Wo Theologen sich zu Kongressen zusammenfinden, hört man außer Heuchelei und scheinheiligem Pharisäertum und dem Gelüste nach weltlicher Macht nicht viel andere erfreuliche Klänge. Wer sich ausmalt, was das heute so gern geschmähte Parlament von 1848, was der deutsche Reichstag kurz nach 1870 war, und wer damit den Reichstag und die Landtage von heute vergleicht, der muß sich entsetzen, weil diese so großartig gedachten Institutionen gar so rasch von ihrer stolzen Höhe sanken. Die Presse vor 50 und 30 Jahren taugte auch nicht viel; aber es gab damals einige, mit Recht angesehene, um gute Bildung besorgte, nach unabhängiger Gesinnung strebende Blätter, etwa die frühere Kölnische Zeitung, die Allgemeine Zeitung, die Nationalzeitung: die deutsche Presse von heute ist in ihrer Gesamtheit, wenn man von einzelnen erfreulichen Erscheinungen absieht, schlecht, ganz abhängig von Partei oder Kapital, und sie verdummt und stumpft täglich dasselbe Volk ab, zu dessen Aufklärung und Veredlung sie einmal geschaffen wurde.

Wir stehen nun vor zwei Tatsachen, die sich durchaus zu widersprechen scheinen. Hier die Universitäten, die in immer

weitere Kreise Bildung und Aufklärung tragen, weil das Verlangen danach immer wächst. Dort ein Volk, dessen Erziehung und öffentliche Meinung fällt, anstatt steigt. Wo die Früchte des Wirkens hinkommen, das von den Universitäten ausgeht, scheint ganz rätselhaft. Nun, wenn es auch jetzt noch paradox klingt, wir werden später sehen, daß die allgemeine Bildung nicht trotz der Universitäten sank, sondern im Gegenteil, daß die Universitäten bei diesem Sturze gründlich mithalfen.

Aber wir kehren zu unserm Widerspruch zurück. Den gelinden Schrecken, den er manchem vielleicht beibrachte, muß ich noch erhöhen. Ich muß nämlich behaupten, daß wir einen ganz ähnlichen erkennen, wenn wir von der Universität fort auf das ganze Deutschland, d. h. auf seine Entwicklung seit 1870 sehen. — Wer 1870 Deutschlands Handel, Industrie und Weltmachtstellung mit prophetischem Weitblick geschildert hätte, wie sie heute, 1906, sind, dem würde man wahrscheinlich geraten haben, er solle seine Schilderungen als Humoresken an die Fliegenden Blätter schicken und weniger Liebenswürdige hätten ihm angedeutet, für ihn sei eigentlich das Irrenhaus der geeignete Aufenthalt. Es wurde ja unzähligemal gesagt und gerühmt, welch ungeheueren und unübersehbaren Aufschwung Deutschland in den letzten Jahrzehnten erlebte. Seine Industrie und sein Verkehr, sein Maschinenbau und seine Technik, sein Handel und seine Schiffahrt: teils beherrschen sie die Welt, teils stehen sie der ersten Stelle nah, teils sind sie in blühendster Entwicklung. Die Vorbildung und Organisation, die zu diesen Erfolgen führte, blieben bisher unerreicht. — Deutschland ist außerdem das menschenfreundlichste der Länder. Es besitzt unter allen Völkern die wohltätigsten und vielfältigsten Einrichtungen zum Schutz der Armen, Schwachen und Kranken.

Aber dasselbe mächtige weltbeherrschende Deutschland erscheint heute so unmündig und würdelos, wie in den Tagen seiner politischen Ohnmacht. Auch heute noch sind deutsche Bediente und Kellner die besten und gefügigsten der Welt. Und wer sich auch nur an das Buhlen um Amerikas Gunst, an die Begeisterung für die Buren, die wir in den letzten Jahren erlebten, erinnert, muß zugeben, daß der Deutsche von heute ebensolch Anbeter des Auslands ist wie früher. Er äußert und hat keine eigene Meinung. Er tut, was ihm sein Vorgesetzter vorschreibt, haßt jeden, der eigene Persönlichkeit zeigt und hindert durch Mißtrauen, Kleinlichkeit und Schikane alle, die sich selbst durchsetzen möchten. Er folgt abgestumpft und regungslos allen politischen Ereignissen und Vorgängen, die ihn im tiefsten erregen sollten. Sein Vergnügen, sein Theater, seine Jagd, sein Spiel, sein Stammtisch scheinen ihm wichtiger als alles, was nur das Vaterland angeht. Er wagt sich selbst nicht zu rühren, und wenn sich irgend etwas ereignet, das ihn ängstigt, oder ihn, wie er meint, in seiner Ruhe und seinem Gewinn schädigt, so ruft er nach Staat und Polizei, sie möchten ihm helfen, gleichviel, ob er eben vorher alles Böse auf diesen Staat und diese Polizei herabwünschte, wenn sie ihn nämlich in seinem Behagen störten. — Man kennt die meisten dieser Eigenschaften, es sind die typischen des deutschen Philisters. Sie alle sind also in den letzten Jahrzehnten nur weiter gediehen. Dazu gesellten sich seit 1870 noch einige andere, die patriotischen Äußerungen nationalen Stolzes und nationalen Hasses, die die anderer Völker an Plumpheit übertreffen, ruhmredige Prahlerei, ein fortdauerndes Festefeiern und gedankenloses Schreien, Drängen und Jubeln, wo sich nur Pracht und Glanz aufdringlich entfalten, oder wo ein gekröntes Haupt

zu begrüßen ist. — Wir sehen wieder einen klaffenden Widerspruch. Hier Herrschaft über die Welt und Führung der anderen Völker, eine bewundernswerte Zähigkeit und Energie vereint mit seltener natürlicher Begabung, dort ein Haufen von Bedienten, Philistern und geräuschvollen Prahlhänsen: und alles zusammen soll ein und dasselbe deutsche Volk sein.

Dieser Widerspruch wird sich aufklären, wenn wir ihn in seinen Ursprung zurückverfolgen und uns vergegenwärtigen, wie der gebildete Deutsche unserer Tage sich entwickelt und wie man ihn erzieht. Ganz im allgemeinen läßt sich da sagen: man bildet heute jeden jungen Mann am liebsten für sein Fach und seinen Beruf aus. Daß er als Angehöriger eines alten Kulturlandes, als Christ, als Familienbegründer später auch noch Aufgaben haben könnte, davon merkt man seiner Erziehung gerade in den entscheidenden Jahren, in den Jahren um die Zwanzig, wenig an. Die Sorge dafür wird dem zu Erziehenden meist selbst überlassen.

Früher wurde außer der Erziehung durch das humanistische Gymnasium kaum eine andere anerkannt. Dies strebte einem bestimmten Bildungsideal zu, das man das klassische nannte und mit dem man die religiösen und patriotischen Obliegenheiten, denen sich die Jugend außerdem zu widmen hatte, wohl äußerlich, aber nicht ungeschickt verband. Dies Ideal blieb auch für das spätere Leben eines jeden Schülers unwillkürlich bestimmend, er maß, was er war und was er leistete, unbewußt daran und schätzte danach die Bedeutung seines Berufes. Man muß ja nun gegen dies frühere Bildungsideal vieles einwenden. Daß es höchst einseitig war, die Anforderungen der Gegenwart immer verkannte, die Untauglichkeit für das praktische Leben, die vielen Deutschen ohnehin anhaftet, nur

steigerte und manches andere, worüber ich später noch einiges zu sagen habe. Jedenfalls war es ein Ideal. Heute ist es abgestorben, die Versuche, es der Jugend immer noch einzuimpfen, können nur Unheil stiften. Aber ein anderes neues Ideal wurde noch nicht gefunden. Es wurden wohl viele angepriesen, aber an keines geglaubt und darum kümmert sich keiner ernsthaft um einen Herrn. Dazu spezialisierte sich das Erziehungswesen. Es gibt, wie ich schon erwähnte, heute außer dem humanistischen Gymnasium Reformgymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, und alle diese Wege führen zur Universität. In frühen Jahren schon kann sich der Deutsche unserer Tage die für einen bestimmten Beruf geeignete Vorbildung aussuchen. Was er sonst noch lernt, wird als lästiges oder lustiges, leider unvermeidliches Nebenbei und Allerlei empfunden, das man sofort vergißt, wenn die eigentliche Fachausbildung beginnt. Nun sind, wie jedermann weiß, die Anforderungen vieler Berufe in den letzten Jahren ungeheuer gewachsen. Sie nehmen heute die ganze Zeit und die ganze Kraft des Lernenden in Anspruch. Wer heute etwa Medizin und Chemie studiert, vermag kaum die Vorlesungen nur über diese Fächer selbst zu bewältigen. Und sogar die Dozenten klagen, daß der Student nur eben das unmittelbar Notwendige, im Stundenplan Vorgeschriebene, mitnehmen könne, das etwas abseits Liegende aber vernachlässigen müsse, auch wenn dessen allgemein wissenschaftliches Interesse noch so groß sei. Über das Studium der Baukunst, der Technik hört man genau dieselben wehmütig resignierten Klagen. Im allgemeinen ist das Bestreben heute überall unverkennbar, da man doch über das Ganze nie Herr werden könne, sich ein kleines Gebiet aus einem Berufe zu wählen, dies aber gründlich zu beherrschen.

Nun fängt sich der Widerspruch von vorher zu lösen an. Bei einer so gründlichen, den ganzen Mann für sich fordernden Ausbildung für ein bestimmtes Gebiet aus einem bestimmten Beruf ist es nicht so seltsam, daß die Deutschen in diesen bestimmten Gebieten es erstaunlich weit brachten, sich Fähigkeiten und Erfahrungen erwarben, die nur der Spezialist erwerben kann, großartige Organisationen schufen, die den Bedürfnissen und Eigentümlichkeiten jedes Faches sich wunderbar genau und schmiegsam anpaßten, daß sie die anderen Völker, denen eben diese Ausbildung fehlt, weit überflügelten oder sie rasch einholten, wenn jene ihnen früher voran waren. Ebensowenig aber ist es unbegreiflich, wenn die Vertreter dieser Berufe für alles langsam abstumpfen, was außerhalb ihres Berufes liegt oder wenn sie überhaupt keinen Sinn dafür besitzen. Sie kommen abends erschöpft von ihrer Arbeit nach Hause, ihre geistigen Kräfte reichen eben noch für den Genuß einer leichten Zeitung, eines Stammtischgespräches oder eines Theaterstücks, bei dem man viel lachen und viel sehen und sich etwas erregen, aber nicht nachdenken kann. Für den Sonntag bleibt ein Spaziergang, ein Nachmittagsschlaf und ein Abendskat. Wenn die Klagen sich also immer gleich bleiben, daß die politische und religiöse Indifferenz stetig wachse, daß gerade die Deutschen in der Fremde die eigene Nationalität und Sprache am raschesten verleugnen, daß bei keinem Volk der Mangel an Geschmack größer sei als bei ihnen und keines träger verharre in philiströsen Vorurteilen, überlebten Formen des Verkehrs, in törichter Etikette und in jenem Vegetieren, das man Familienleben nennt, so behaupten diese Vorwürfe nichts absolut Unwahres, sie verkennen nur die Ursache dieser Erscheinung, die nicht Bosheit, nicht Dummheit, sondern der

Beruf des Mannes ist. Dieser läßt ihm einfach keine Zeit für hübsches Wohnen und freundliche Umgebung, keine Zeit für Religion und Politik; und weil ihn im Ausland die deutsche Sprache oft am Fortkommen hindert, gibt er sie möglichst auf. Derselbe Beruf macht ihm die Erziehung seiner Kinder unmöglich. Er tut, was die andern auch tun und was er im Interesse seines Berufes für nötig hält. Er denkt nicht einmal über sich selbst nach, geschweige denn über andere, die er denn auch meist nie versteht und die er höchstens in törichten Worten beschimpft, denn in keinem Land sind Standes- und Berufshochmut verbreiteter als in Deutschland. Die albernsten Gerüchte und Vorurteile nimmt derselbe Mann in sich auf und verbreitet sie, weil er sich nicht die Mühe nehmen kann, sie zu prüfen. Er läßt sich auf die überflüssigsten Gesellschaften schleifen, wo er meist Leute von gleichem Beruf und von der gleichen Langenweile findet, die er schon unzähligemal sah und mit denen er sich, wenn das überhaupt möglich war, längst aussprach, das nennt er dann standesgemäß repräsentieren. Mit seinen Kindern und mit seiner Frau kann er sich nie abgeben, die Familie muß sehen, wie sie mit sich fertig wird und wenn dann irgend ein Unglück geschieht, ist es natürlich nie seine Schuld. Die Vorgeschichte mancher solcher Ehen läßt sich auch denken: hier und da war sie vielleicht aufrichtige Neigung, viel öfter führte der Mann ein Leben wie jeder andere Junggeselle auch, das wurde ihm schließlich zu anstrengend und zu zeitraubend oder auch zu unsauber, er sehnte sich nach Ruhe und Bequemlichkeit, und so sah er sich nach einer Frau um, die ihm ungefähr paßte und gewöhnte sich langsam an sie. Und dieser selbe Mann, der in seinem privaten Dasein so stumpf hinlebt und es gar nicht weiß, wie er sich

an seiner Familie und der deutschen Kultur versündigt, wirkt in seinem Beruf vielleicht als ungewöhnlich begabter und zuverlässiger Fachmann.

Würde sich nun diese Ausbildung nur für den Beruf auf die Kreise beschränken, die ohne sie einfach nicht auskommen, so wären ihre Gefahren gar nicht so groß. Man könnte dann diese Männer durch andere zahlreichere mit allgemeiner Ausbildung in den Hintergrund drängen und die Ausbildung, die sie genossen, als für sie wohl geeignet, keineswegs aber als allgemein gültig oder maßgebend für andere empfinden. Nun ist aber nicht wegzuleugnen, daß das Deutschland der Gegenwart gerade den Männern der Fachbildung, den Technikern und den Naturforschern, den größten Anteil an seiner Macht, seinem Ansehen und seinem wachsenden Reichtum verdankt und daß die imposanten Erfolge dieser Männer weithin sichtbar wurden, ganz im Gegensatz zu den Erfolgen der früher herrschenden klassischen Bildung. Gerade diese Erfolge und dieser Reichtum mußten auch andere verlocken und zu dem Glauben verleiten, wenn sie sich ähnlich wie jene ausbildeten, würden sie es zu ähnlichen Erfolgen bringen. So gewann die Ansicht Boden und Verbreitung, die Ausbildung für das Fach sei die einzig richtige, und die gesamte Ausbildung müsse nach dem Muster der für Naturforscher und der für Techniker geschehen. Dadurch erklärt sich, daß auch in den Kulturwissenschaften eine Zergliederungs- und Analysierungskunst aller Erscheinungen als die Wissenschaft gepriesen wurde und man sich dauernd bemühte, das Ganze in seine Teile und Teilchen scharfsinnig zu zerlegen, daß die der Naturwissenschaft verwandte Sprachwissenschaft einen unerhörten Aufschwung erlebte, daß in den philologischen Wissenschaften andererseits die Gelehrten

nur die Methode und die Technik als das eigentlich Wissenschaftliche priesen. So geschah es auch, daß die Geschichte der Wirtschaftsgeschichte immer näher kam und aus der geschichtlichen Entwicklung Größe und Persönlichkeit am liebsten fortgerechnet hätte. — Die ganze Entwicklung harmonierte wunderbar mit einer Anschauung, die seit einigen Jahrzehnten immer breiter und brutaler auftritt und heute das öffentliche Leben weithin vergiftet: der einzige, der es zu etwas bringe, sei im Grunde doch der immer sich Fügende, die ihm vorgeschriebene Arbeit fleißig Erfüllende und der Untergebene. Als Ideal zeigte man nun dem Juristen den gehorsamen und brauchbaren, auf ein bestimmtes Fach besonders eingearbeiteten Beamten. Der Philologe suchte schon auf der Universität seine kleine Wissenschaft auf oder strebte als Lehrer dem braven Staatsdiener zu. Die Theologen richteten sich ihren Beruf nach verwandten Gesichtspunkten ein und so auch die anderen.

Bei solchen Zuständen wird der Kunst wie von selbst die Aufgabe, die große allgemeine Bildung zu erhalten, die alle Künste und Wissenschaften umfaßt und in die sie immer zurückkehren, um vor ihr den gläubigen Gottesdienst zu verrichten, der dann die Menge zur Bewunderung treibt.

Aber auch die Kunst war vom Spezialistentum und vom Dürsten nach Erfolg wie gebannt, und wenn sie heute trotz allem aufgebotenen Mühen und trotz aller einzelnen schönen Ergebnisse im ganzen unser Leben nicht befruchtet, so hat die Hauptschuld sie selbst, denn auch aus unseren Künstlern sind Virtuosen geworden, sie verkleinern ihre Wirkungsgebiete, überschätzen die Technik grenzenlos, sondern sich voneinander immer hochmütiger ab und schlagen die einzelnen Künste

immer eifriger auseinander. Dadurch erzeugten sie eine Überfülle anmaßender Mittelmäßigkeit, Männer, die immer empfindlicher wurden gegen die Kritik, immer widerstandsloser gegen die lockenden Versuchungen, Geld zu gewinnen, von sich reden zu machen und sich ihr Gefühl gegen die Sünde, die sie an ihrer Kunst begingen, immer gründlicher abstumpften.

Auf das Wort Richard Wagners: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun" sind wir sehr stolz und rühmen gern seine Prägnanz und Treffkraft. Die Erscheinungen, über die wir eben sprachen, sind nun auch deutsch und wollen durchaus nicht zu diesem Wort stimmen. Sie zeigen im Gegenteil, daß man heute in Deutschland eine Sache meist dem Erfolg und persönlichen Gründen zuliebe tut. Außerdem zeigen sie einen unschönen Kultus und eine starke Überschätzung des Materiellen. Auch diese hat ihre Gründe. Als 1848 die Ideale so kläglich scheiterten und ihre Ohnmacht gegenüber der unbarmherzigen Wirklichkeit zeigten, begann eine große Reaktion, und eine neue Achtung vor der Macht und Größe der Tatsachen entstand in den Deutschen. Den eigentlichen Sinn für die Tatsachen — das ist ein hübsches Wort Alfred Doves — hat Bismarck uns beigebracht, gerade auf dem Gebiet, in dem wir am stolzesten waren auf unsern Idealismus und unsere erhabenen Grundsätze, auf der Politik. Und dann befruchtete dieser Sinn die meisten Gebiete des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens. Er zeitigte aber auch böse Früchte — und die vermehrten sich derart, daß wir heute oft nur sie sehen —: einen unvernünftigen Haß gegen alles Übersinnliche und gegen die Religion zumal, einen ganz törichten Materialismus und eine Überschätzung des Irdischen überhaupt, namentlich des Reichtums und des Erfolges. Gegen diese Überschätzung ist schwer anzukämpfen,

solange Deutschlands Reichtum noch wächst und dieser Reichtum immer erlesenere und vielfältigere Genüsse ermöglicht.

Und dazu kommt dann noch das Titel- und Ordenswesen! Dies besteht in Deutschland, das für Titel und Orden immer sehr empfänglich war, recht lange und mag sich auch bewähren, solange diese Auszeichnungen sorgfältig verteilt werden, teils so, daß sie ebenso unvermeidlich scheinen, wie die Beförderung auch und daher feiner empfindende nicht verletzen, die aber stärken und erfrischen, die einer kleinen Aufmunterung bedürfen, teils so, daß sie nur eine Auswahl treffen und wirklich Auszeichnungen bleiben. In den maßgebenden Kreisen scheint man seit etwa einem halben Menschenalter anderer Ansicht. Ein Regen von Orden, Titeln und Auszeichnungen ging seitdem auf Berufene und Unberufene, auf Militär und Zivil ununterbrochen hernieder. Die Fülle der neuen Erfindungen und Nuancen auf diesem Gebiet wurde unübersehbar und beängstigend. Und sehr viele von diesen Auszeichnungen waren sogar in Deutschland nicht einmal erbeten. Sie fielen als unerwünschte Gabe vom Himmel, für die man noch Dankbarkeit bezeugen und den Beglückten, von der unverdienten Ehre tief Gerührten, markieren mußte. Die Folgen dieses Regens sind nur allzu sichtbar. Daß sämtliche Auszeichnungen entwertet wurden, könnte man noch verschmerzen, aber wo die Auszeichnungen nun so billig und leicht erreichbar sind, begann ein wildes Rennen und Drängen darnach, jeder wollte wenigstens etwas haben. Die Sorge um das Amt selbst tritt heute sehr oft zurück vor der Sorge um irgendwelche Titel und Ehrung. Die Streber und alle, die es verstehen, von sich reden zu machen, geschickt nach Auszeichnungen zu angeln, oder die Bedeutung der eigenen

Verdienste zu übertreiben und sie in die Beleuchtung zu stellen, die man oben wünscht, drängen sich vor und verdecken und verärgern die, die es noch ernsthaft und ehrlich meinen. Es gab ja in Deutschland immer Leute, die ihre Überzeugung und ihre bessere Einsicht um ihrer Karriere willen opferten; aber früher waren sie in der Minderzahl und man schämte sich ihrer, sie schämten sich selbst auch ein wenig vor sich. Heute machen sie sich überall breit, verhehlen ihre wahre Gesinnung kaum, zucken mitleidig die Achseln über die, die noch anders sind und um ihrer Überzeugung willen arbeiten und die eben deswegen sogar Vorgesetzten unbequem werden und die eigene Existenz aufs Spiel setzen.

Diese Kennzeichnung des gegenwärtigen öffentlichen Deutschlands haben wir gefunden: eine Fülle tüchtiger Fachmänner, die kein anderes Land hat und um die uns die ganze Welt beneidet; denn auch unter den Beamten gibt es heute erlesenere und besser unterrichtete Fachmänner denn je. Aber dies Fach raubt das Interesse und die Sorge für alles, was außerhalb liegt und die vorwärts kommen wollen sind heute skrupelloser, für äußere Ehren empfänglicher und gegen das beste im Menschen, das Deutsche im Deutschen abgestumpfter, als es deutscher Art und deutscher Zukunft zuträglich sein kann.

Der Niedergang der Universitäten

Nun erhebt sich die Frage, was ist denn die Stellung und was sind die Ziele der Universitäten im öffentlichen Leben Deutschlands? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich eigentlich ganz von selbst aus unseren Betrachtungen. Wir wissen, die Dozenten der Universität sind von allen Be-

amten des Reiches die freiesten. Sie haben einen Reichtum von Zeit für sich, sie dürfen so intensiv dem Beruf leben, den sie sich selbst wählten, so ungescheut ihre Überzeugung aussprechen wie keine anderen. Nur sie sind vom Staat so unabhängig, seiner Macht und Willkür so wenig ausgesetzt. Sie sind nur in der äußeren Stellung Beamte, haben als solche wenig Pflichten und dürfen Lehrer und Forscher bleiben. Und in ihren Händen liegt, um das zu wiederholen, die Obhut über die beste deutsche Jugend.

Diese Dozenten können eigentlich kaum anders als dieser Jugend die heute so vernachlässigten und mißhandelten deutschen Ideale einprägen; selbständiges und unabhängiges Denken, daß man eine Sache um ihrer selbst willen tun soll, daß man seine innerste Überzeugung nicht verleugnen darf, daß man sich nie ängstlich auszumalen hat, was die Leute denken und sich über ihr Gerede hinwegsetzen muß, daß man unbeirrt und still den Weg weitergehen soll, den man sich erkämpfte und den man nun für den rechten hält, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob man selbst zugrunde geht. Das ist das eine. Und: es gibt manche Berufe, die eng sind und einförmige Arbeit nur für sich fordern. Aber die meisten der Berufe, zu denen die Universität die deutsche Jugend erzieht, wollen tiefes Verständnis für alles Menschliche, einen weiten Blick für die Forderungen der Gegenwart, reife Einsicht und Erfahrung und eine Erfassung deutscher Kultur, deutscher Geschichte und deutschen Wesens. Dies den Studenten ins Bewußtsein zu bringen und dies Bewußtsein zu stärken, neben den engeren und besonderen Aufgaben des Berufes die weiteren menschlichen ihnen zu zeigen und ihnen in ausdauernder, trotz aller Enttäuschungen immer aufs neue einsetzender Arbeit die Fähigkeit für die Lösung

dieser Aufgaben zu geben, das ist das andere. Beide Ziele sind derart, daß, wer sie immer im Auge behält, kaum ermüden kann. Er muß allem Undank und allem Unrecht, das ihn auch hier erwartet, zum Trotz immer neuen Mut fassen, und ihm wird schließlich auch der wundervolle Lohn, daß er deutsche Männer um sich aufwachsen sieht.

In ihren besten Jahren, als sie die Nation aus ihrer Trägheit aufriß und zu neuer vaterländischer Begeisterung entflammte, strebte die Universität nach diesem Ziel, in den Jahren von Fichte, Schleiermacher und Arndt. Sie bliebe nur ihren höchsten Traditionen treu, wenn ihre Ziele heute die gleichen wären.

Es müßte nun Deutschland gar nicht mehr Deutschland sein, wenn es diese Ziele ganz vergessen hätte. Auf deutschen Universitäten gibt es noch manchen, der für sie lebt und um ihretwillen die deutsche Jugend leitet. Aber das sind wenige, meist Theologen und Philosophen und sie gehören fast alle zur älteren Generation. Auch kommen sie kaum zur Geltung. Alles in allem muß man sich gestehen, daß die deutsche Universität in den letzten Jahren so gut wie nichts für diese beiden Ziele tat und sehr viel gegen sie. Im Grunde sind die deutschen Universitäten heute nur die höchsten Fachschulen für Spezialisten und Dressuranstalten für Staatsbeamte. Sie beförderten, was sie verhindern sollten, über der engen und engsten Ausbildung für die Aufgaben des Berufes vernachlässigten sie die Ausbildung für die Aufgaben des Menschen und während sie früher die deutsche Jugend zur inneren Unabhängigkeit führten, wirkt der akademische Unterricht heute wie eine Vorbereitung zum Staatsdienst, die akademischen Studienjahre wie eine Gnadenfrist vor der kommenden unausweichlichen Abhängigkeit. Die Gegenwart gilt heute den meisten Dozenten als unantastbar und sie schweigen

darüber am liebsten ganz oder äußern sich in einem Sinne, der keiner machthabenden Gewalt mißfallen kann. Kaum einer wagt es, sich herrschenden Richtungen entgegenzustellen oder seine eigene Meinung ehrlich herauszusagen. All das verschreit man heute gern als unsachlich und unwissenschaftlich, den Aufgaben wahrer Forschung widersprechend und man hat dafür noch manche andere nicht weniger schmeichelhafte Beiworte. Es gibt eben viele verhüllende Namen für die eine Eigenschaft, die unser öffentliches Leben beherrscht, für die Angst. Die Dozenten selbst verlieren immer mehr von ihrer Unabhängigkeit und damit von ihrem Einfluß. Es scheint fast, als sei ihnen die eigene Verantwortung zu schwer geworden und sie wollten davon so viel wie möglich auf den Staat wälzen. Sie fühlen sich als Beamte und lassen sich auch so behandeln. Persönlichkeiten und Männer im Sinne der als leuchtende Vorbilder genannten Fichte und Schleiermacher, Persönlichkeiten wie Savigny, Jakob Grimm, Boeckh, Niebuhr, Lachmann, Mommsen, Dahlmann, Gervinus, Treitschke, wird man heute, wenn überhaupt, sehr viel seltener als früher finden. Dafür ist an höfischen Gelehrten, an Virtuosen, an geschickten Poseurs, rücksichtslosen Strebern, Exzellenzen, Geheimräten und Rittern hoher Orden durchaus kein Mangel.

Der Widerspruch, der uns vorher beunruhigte, weil er uns das Bild von der imposanten Wirksamkeit unserer deutschen Universitäten sofort verzerrte, braucht uns nun nicht länger zu quälen. Freilich, die Wirksamkeit der Universität ist heute ausgedehnter denn je. Aber diese Wirksamkeit, so viel Entsagung und so viel Opfer, so viel idealen Sinn auch sie fordert, bleibt äußerlich. Sie geht in die Breite und nicht wie früher in die Tiefe. Die Tausende, die sich heute zu den Vorlesungen

der Universitätslehrer drängen, treibt Neugier oder das Bedürfnis nach Wissen, nach Belehrung, die ihnen nützt und die sie später verwerten können. Eine Einwirkung auf den Charakter, wie sie früher von den Vorlesungen ausging, ergibt sich heute in sehr seltenen Fällen, und eine einheitliche Bildung erst recht nicht; viel eher Verwirrung, anmaßender Dilettantismus und Pseudowissenschaft. Gerade die Volkslehrkurse, die unter der lebhaftesten Zustimmung der Universitäten entstanden, zogen diese Eigenschaften groß, die nun immer unerträglicher sich gebärden. Die hohen Ziele, die diese Kurse erreichen sollten: Einsicht in neue Wissenschaften, eine Erweiterung des Gesichtskreises, eine wahrhafte Erkenntnis von den Anforderungen und Schwierigkeiten jeder Wissenschaft und eine daraus entspringende echte Bescheidenheit, wurden fast niemals verwirklicht.

Daß die Universitäten einmal Erzieherinnen der Nation im edelsten Sinne waren, das ist heute fast ganz vergessen. Man bewundert höchstens das Geschick und die Gelehrsamkeit, nicht die Persönlichkeit der Dozenten. Das meinte ich, wenn ich vorher sagte, das Köstlichste, was sie früher besaßen, sei den Universitäten schon verloren oder sein Verlust stehe nahe bevor. Und das Schmerzlichste ist, daß eigentlich die Universitäten ganz allein sich durch ihre Kurzsichtigkeit um diesen Schatz brachten.

Es ist nun leicht, solche Verfehlungen hinterher zu sehen und zu beklagen, sich selbst dabei in die Brust zu werfen und pathetisch auszurufen: So weit hätte es nie kommen dürfen. Doch geholfen wird damit niemand. Vielleicht aber klärt sich manches und zeigen sich auch Wege zur Hilfe, wenn wir die tiefer liegenden Ursachen für diesen Abfall der Universitäten

von sich selbst zu erkennen versuchen. Es sind deren viele, und die Vorgänge, die wir nun entwirren, vollzogen sich ganz allmählich, ohne daß man ihrer recht gewahr wurde.

Wer heute die Vorlesungsverzeichnisse einer großen Universität, etwa die Berlins, durchliest, wird über die Fülle der Vorlesungen und den Überreichtum des Gebotenen auch innerhalb einzelner Wissenschaften erschrecken, er wird sich von ähnlicher Verwirrung überwältigt fühlen, wie auf einem Markte, wo man ein schreckliches Durcheinanderrufen von Leuten hört, die sich alle andrängen, und von denen jeder seine Ware als die beste anpreist, wobei außerdem alle keinen höheren Ehrgeiz zu kennen scheinen, als sich fortdauernd zu vermehren und immer ärger durcheinander zu rufen. So sehr haben sich heute die Wissenschaften vervielfältigt. Die Wissenschaft als Ganzes wurde dadurch immer weniger übersehbar, die Zusammengehörigkeit der einzelnen Disziplinen immer lockerer. Der einzelne ist immer stärker versucht, seine Wissenschaft zu pflegen, auszubauen und zu rühmen, sich um die andern weniger zu kümmern, sonst käme er gar nicht zur Geltung. Für die Universitäten und deren Aufgaben hat er erst recht keine Zeit. Auch mehrten sich die Vertreter der Fächer, die ohnehin im losen Zusammenhang mit der Universität stehen: die Mediziner, denen im Grunde ihre eigene Praxis viel wichtiger ist als ihre Lehrtätigkeit und die es fast als Gnade empfinden, daß sie der Universität noch ihre wertvolle Zeit opfern. Ebenso vermehrten sich die medizinischen Herren, die sich an der Universität nur niederlassen, um ihre gesellschaftliche Stellung zu verbessern und um von ihren Patienten höhere Honorare zu fordern. Diese sehen jeden verständnislos und mitleidig an, der ihnen noch von Gesamtinteressen der

Hochschule spricht. Andere sind auf ihre Laboratorien und Institute bedacht, suchen sie zu fördern und für ihren Ausbau und ihre Einrichtung bei der Regierung möglichst viel zu erreichen; ob sie andere Fächer und Kollegen damit schädigen, darnach fragen sie selten.

In den medizinischen und naturwissenschaftlichen Anstalten wurde außerdem die Errichtung einer großen Anzahl von Assistentenstellen notwendig, und diese wählte sich der Ordinarius aus seinen Schülern. Es entwickelte sich dann wohl aus der gemeinschaftlichen Tätigkeit von Lehrer und Schüler eine Freundschaft und ein inniger geistiger Zusammenhang, der der Wissenschaft immer sich erneuenden Segen eintrug. Öfter geschah es aber, daß dies Verhältnis in das von Vorgesetzten zu Untergebenen ausartete. Bei Berufungen waren die Assistenten auf das Wohlwollen oder auf die Willkür ihres Chefs sehr angewiesen und unter solchen Aussichten konnte unter ihnen nur zu leicht eine abhängige, bald ins Liebedienerische, bald ins Streberhafte schillernde Gesinnung entstehen. Von dieser hatte dann die ganze Universität den Schaden.

Die steigende Gleichgültigkeit gegen die Würde der Universitäten erzeugte auch die sehr unliebsamen und beschämenden Vorkommnisse, die sich in den letzten Jahrzehnten bei den Doktorprüfungen zutrugen, daß man diesen vornehmen wissenschaftlichen Titel für hohe Geldsummen verkaufte, wobei die Anforderungen an die wissenschaftliche Leistung des Doktoranden recht gering, manchmal gar nicht mehr ernsthaft waren. Es dachte da jeder an das schöne Geld, das ihm diese Prüfungen einbrachten, ohne daß er sich darum sehr anzustrengen brauchte. Daß mit dem Ansehen dieses Titels zugleich das der Hochschulen sank, daran wollte man sich nicht erinnern. Die reichsten

Fakultäten, die juristischen und medizinischen, waren hier die ärgsten Sünder, und man muß heute noch betonen, daß man den Doktortitel viel zu oft leichtherzig vergibt, die Doktorprüfung viel zu sehr als Bagatelle ansieht, während man doch die höchsten wissenschaftlichen Anforderungen an alle stellen sollte, die ihn zu tragen wünschen. Die theologischen Fakultäten und das Verfahren mancher ausländischen Staaten könnten uns hier Muster sein; es scheint doch auch nicht zu viel verlangt, daß die Universität vor ihrem ehrwürdigsten Vorrecht Achtung hat und sich nicht vor der Öffentlichkeit und der Regierung dadurch erniedrigt, daß sie es selbst mißhandelt.

Wenn neue Wissenschaften auftauchen, so wird es ihren Vertretern naturgemäß schwer, sich durchzusetzen und sie müssen mit kleinen Professuren sich zufrieden geben. Die Zahl dieser kleinen Professuren ist in den letzten Jahrzehnten, der Zerteilung der Wissenschaften entsprechend, auch außerordentlich gestiegen. Ihre Inhaber sind von vornherein, weil sie schlecht bezahlt werden, von der Gunst der Regierung abhängiger und daher sehr fügsam, denn sie wollen zunächst einmal geduldet sein. Wenn nun eine Regierung, der die Sorge für die Universitäten anvertraut wurde und die vor allem das Interesse des Staates zu wahren hat, eine Fülle von Menschen vor sich sieht, die vor allem etwas für sich wollen, die berechtigten Interessen und Wünsche der anderen ungern bedenken, wenn von ihr auch fortdauernd verlangt wird, sie solle neue Professuren schaffen und zeigen, daß dem Staat das Gedeihen der Wissenschaften, das Wohl der Universitäten wirklich Herzenssache sei, so liegt es recht nahe, daß sie sich an das ‚divide et impera' erinnert, daß sie den Bitten um neue Professuren weniger nachgibt, als den Bitten um kleine, weil ihr diese das wenigste kosten, ihr den Ruf einer Förderin

der Wissenschaften mit bestem Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart außerdem eintragen und ihr eine Reihe von kleinen, abhängigen und gehorsamen Beamten sichern. Diese kann sie dann wieder jederzeit begünstigen und ausspielen, wenn die großen etwa eigensinnig und unbotmäßig werden sollten: an gefügigen hat sie niemals Mangel. Und weil trotz alles guten Wollens nicht alle auf einmal versorgt werden können, viele Dozenten jahrelang sich vertrösten müssen, so gibt man ihnen wie den andern Beamten Titel, Rangerhöhung, Auszeichnungen und andere hübsche Kleinigkeiten, die nichts kosten und nichts einbringen, über die sich aber artige Beamte zu freuen haben und nach denen sich auch viele Dozenten drängen, weil sie ihrer persönlichen und sozialen Stellung zugute kommen. Wobei sie selten bedenken, wie sehr sie durch das Bitten und Laufen nach diesen Würden der Unabhängigkeit ihres Standes schaden. Da bei den Universitäten wohl jeder auf sich, auf die Universität selber aber kaum einer aufpaßt, da man der Regierung gegenüber immer zu viel Wünsche hat, als daß man sich schlecht mit ihr stellen möchte, geschah es weiter, daß unversehens ein kleines Recht der Universität nach dem andern verschwand. Der Verlust des Einzelnen bedeutete vielleicht nicht viel, der Verlust des Ganzen wird heute mit recht betrübtem Herzen empfunden. In solchen Fällen waren die Universitäten immer zu „vornehm", sich zu rühren. Die Vertreter der Naturwissenschaften und Medizin sagten sich auch, was gehen denn uns diese Lappalien an? Was sind sie denn im Vergleich mit den Instituten, die wir geschaffen? — Hätten fernerhin die verschiedenen hohen Senate und Fakultäten zur rechten Zeit aufgepaßt, so wären die technischen Hochschulen gar nicht erst entstanden, sondern einfach den philosophischen Fakultäten an-

gegliedert worden. Heute ist die Vereinigung der beiden Hochschulen kaum noch durchzuführen. Ihre augenscheinlichen Vorteile betont man gerade jetzt, nachdem es zu spät ist! Juristen und Angehörigen anderer Fakultäten hier, den Technikern dort würde dann eine vielseitige Vorbildung wesentlich erleichtert und der Zersplitterung der Wissenschaften könnte man wirksam vorbeugen. Auch die Philologen müßten auf ein anderes Publikum Rücksicht nehmen und ihre Kraft zusammen nehmen, um das ewig Menschliche in Dichtung und Philosophie ihren Hörern zu schildern. Ein Schade wäre das gewiß nicht. Ich will in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß unser feinsinnigster Ästhetiker Friedrich Vischer und unser gebildetster Literaturkenner, Hermann Hettner an technischen Hochschulen lasen. Heute verwöhnt man die viel abhängigeren technischen Hochschulen demonstrativ der Universität gegenüber, preist sie als die jungen, lebenskräftigen, zukunftfrohen, betont, daß gerade sie Deutschlands Macht und Ansehen auf der Welt gesteigert hätten, während die Universitäten in ihrer vornehmen Ehrwürdigkeit einzurosten drohten. Die technischen Hochschulen gelten als die wirksamsten Beispiele, daß eine Hochschule sehr staatstreu und gehorsam bleiben und doch Unvergleichliches leisten kann.

Wenn wir das vorhin Gesagte zusammennehmen, Dozenten, die nur an *ihre* Wissenschaft und nicht an *die* Wissenschaft denken, oder denen an den Traditionen der Universität wenig liegt, weil ihre Fächer modern sind und keine Vergangenheit, sondern eine Zukunft haben, — Dozenten, denen ihre Wissenschaft auch höher steht als der Dozentenberuf, deren Zahl andauernd steigt und unter denen die abhängigen überwiegen, eine Regierung, die gerade die abhängigen begünstigt und

vermehrt, denken wir weiter an die Richtung der Zeit, die die Universitäten auch fortriß und die sichtbare und materielle Erfolge will und überschätzt und halten wir uns schließlich vor Augen, daß die hier als Ganzes vorgeführten Vorgänge sich auf Hunderte von Dozenten und auf Jahrzehnte verteilen, — so kann keiner erstaunen, daß die Universitäten wurden, was sie heute sind: Anstalten von großartiger ausgedehnter Wirksamkeit, unerreicht, wenn es Sachausbildung gilt, zugleich Anstalten, deren Unabhängigkeit stetig abnimmt und denen damit auch die sittliche Wirkung verloren geht, die früher das Schönste an ihnen war.

Dieser Abfall der Universitäten von sich selbst erscheint, wenn man ihn als Ganzes betrachtet, als große Schuld. Löst man aber dies Ganze in seine tausend Einzelheiten auf, so besteht die Schuld der Dozenten eigentlich nur darin, daß sie der Zeit folgten und daß sie Menschen waren. Wer sich über einen Titel und Orden freut, stellt sich nicht vor, daß er dadurch möglicherweise der Universität schaden kann. Und die Wissenschaft ist nur zu oft so unendlich und überreich an Ergebnissen und Aufgaben, daß man froh ist, wenn man sich auf eine kleine Insel rettete, die uns ganz gehört und daß man um ihretwillen alles andere, die Universität zuerst einbegriffen, vergißt. Gewiß, unter den Dozenten gab es viele schwache und gefügige, viele heimtückische und intrigante, viele gewalttätige Menschen; wo aber beständen sie nicht? Ebenso ungerecht wäre es, der Regierung die Hauptschuld an der Degeneration der Hochschulen zuzuschieben. Sie war meist unparteiischer und hatte einen weiteren Blick als die Dozenten alle zusammen. Wer auch so viel Schwäche, Gefügigkeit und kleinlichen Eigennutz sieht, wie etwa ein von sehr vielen, die

der Beförderung zustreben, umdrängter Personalreferent, gerät leicht in eine Art von Menschenverachtung hinein und erprobt, was sich solch ein Universitätsprofessor alles bieten läßt. Ihm zeigen sich doch auch immer die unvorteilhaften Eigenschaften dieser Männer, in ihre eigentliche Berufstätigkeit und Tüchtigkeit sieht er nicht hinein.

Ein Vorwurf freilich, und ein sehr schwerer, bleibt bestehen. — Es birgt sich ein tiefer symbolischer Sinn in der Erzählung der Bibel, daß Gott vor das Paradies einen Cherub gestellt hat, der mit flammendem Schwert und ewig wachsam jedem Unberufenen den Eingang verwehrte. Auch die Universitäten hatten ein Paradies zu bewachen, das Paradies deutscher Freiheit und Gesittung. Und sie haben nicht gewacht, sie haben geschlafen und schlafen noch heute. Sie wurden immer mehr und vergaßen, daß sie zusammengehörten, und jeder dachte nur an sich selbst. Wenn je ein Erwachen kam und die Universitäten dann um sich schlugen, so waren ihre Streiche schlaftrunken, ohne Kraft und sie trafen vorbei, denn sie sahen nicht, wohin sie zu schlagen hatten. So machten sie sich ein wenig lächerlich, schämten sich ihres Ungeschicks und schliefen um so lieber weiter. — Allerdings: die Universitäten schliefen nicht allein, außer ihnen schliefen alle, die früher das deutsche Reich so heiß ersehnten und die nach 1870, sich am Ziel aller ihrer Wünsche glaubend, dachten, sie dürften nun ausruhen. Es gibt Frauen, die ihren ganzen weiblichen Zauber und alle ihre Reize aufbieten, um sich den geliebten Mann zu erringen, wenn sie ihn besitzen, so meinen sie, nun sei die Zeit des Werbens vorbei und die des ruhigen Besitzes folge und so bemühen sie sich nicht weiter. Nachher staunen sie oder sind entrüstet, wenn die Zuneigung des Mannes erkaltet oder er

sich von ihnen abwendet. Wie diese Frauen waren die großen liberalen und nationalen Parteien, waren die Burschenschaften, waren die Universitäten und das deutsche Reich hat es ihnen auf seine Art vergolten. Heute sind dort die beiden Parteien die mächtigsten, die der Reichsgründer Fürst Bismarck Reichsfeinde nannte: das Zentrum und die Sozialdemokratie. Daran haben — das muß noch einmal gesagt werden — auch die Universitäten, ihre nationale Untätigkeit, eine beträchtliche Schuld, denn sie trugen die größte Verantwortung für Deutschlands nationalen Nachwuchs.

Bayern

Man könnte nun behaupten, die geschilderten Zustände hätten ihre Gültigkeit nur in Preußen. In den außerpreußischen deutschen Staaten sei die alte Kultur lebendiger geblieben und die Regierung bedrohe dort auch gar nicht die Freiheit der Universitäten. Dies ist wahr und jenes sollte so sein. Die wundervollen, ruhmreichen, Jahrhunderte überdauernden Überlieferungen mancher dieser Hochschulen, man denke etwa an Heidelberg und Leipzig, würden diesen Sollzustand wesentlich erleichtern. In Wahrheit blüht dort wohl die Wissenschaft und es herrscht zwischen Preußen und Nichtpreußen ein reger wissenschaftlicher Wetteifer, sonst ließen sich auch die nichtpreußischen Universitäten durch den Strom der Zeit vom Festland ihrer alten Wirksamkeit ebenso forttreiben wie die preußischen; auch sie setzten die Wissenschaften über die Wissenschaft, übertrieben die Fachausbildung, vernachlässigten die nationalen Aufgaben und überschätzten die materiellen Erfolge.

Im Anfang und in der Mitte des 19. Jahrhunderts gab

es unter den schwäbischen Theologen, Philosophen und Dichtern eine ganz eigene Kultur. Gewiß, sie war ein seltsames Beieinander von tapferer Feindschaft gegen falsches Christentum, tiefer Sehnsucht nach den letzten Wahrheiten und umständlicher Philisterei, von süßem dichterischen Klang und abstrakten Gedanken, aber für sie wirkten Schiller und Uhland, Hölderlin und Möricke, Schelling und Hegel, David Friedrich Strauß und Baur, Hermann Kurz und Friedrich Theodor Vischer. Jenen Männern war höchste geistige Kultur, zu der wir uns kaum noch aufschwingen können, das natürliche Element für ihr Dasein und einige unter ihnen haben Jahrzehnte hindurch Deutschlands Philosophie, Bildung und Gelehrsamkeit beherrscht. Man erinnert sich außerdem, wie eng sie mit der Landesuniversität Tübingen zusammenhingen. Diese Bedeutung ist längst von Tübingen gewichen. Wo aber wäre heute eine andere deutsche Universität, in der sich die Eigenart eines ganzen Stammes so treu und tief spiegelte und die gerade mit ihren besonderen heimatlichen Geisteseigenschaften das ganze Deutschland veredelte?

Von den deutschen Ländern hätte heute Bayern auf diesen schönsten Partikularismus den meisten Anspruch.

Hier lebte früher die volkstümlichste und echteste deutsche Kultur. Von den Dichtungen des deutschen Mittelalters, die noch heute unmittelbar zu uns sprechen, sind die tiefsten und deutschesten bayrischer Herkunft. Die Überreste bayrischer Kunst und bayrischer Bauten vom Mittelalter bis zur Zeit des Barock und Rokoko schmücken noch heute in immer neuer Abwechslung das ganze Land und füllen das Herz des Wanderers mit Entzücken und Wehmut. Sie sind der größte Stolz der erdrückend reichen Museen, die alle Schätze und Schönheiten kaum bergen können. In Bayern sind noch die alten

Städte und Dörfer, Klöster und Kirchen trotz aller Zerstörungen weniger verfallen und unberührter von der Gegenwart als sonst in Deutschland, und das Leben in ihnen hat sich seit Jahrhunderten kaum verändert. Oft hüteten sich auch die Nachfahren mit heiliger Scheu die Erinnerungen aus der schöneren Vergangenheit anzutasten. Die Anlagen, aus denen solche Kultur emporblühen konnte, sind heute noch lebendig und der Boden Bayerns könnte auch uns der fruchtbarste und empfänglichste für eine deutsche Kultur werden. Nirgends kann man so ungestört sich selber leben, alles tun, wozu uns Neigung und Beruf treibt. Nirgends wird uns die Einsamkeit so gern gegönnt, und nirgends findet man so leicht Gleichgesinnte. Und die Natur scheint jedem alles zu geben, wonach er sich nur sehnt, weite melancholische Ebenen, liebliche und anmutige, ernste und feierliche Seen, die sanften Hügel des Vorlandes, wo Buchen- und Tannenwald und grüne Wiesenhänge in immer neuer Verteilung und in immer neuem Spiel der Linien sich ablösen, und auf die die breiten und stolzen Reihen des Hochgebirges herabsehen und auch das Hochgebirge selbst in seiner starren und großen Einsamkeit, seinen kühnen und grotesk sich auftürmenden Gipfeln und Felsen, seinen unendlichen Blicken über ganze Welten morgenreiner Schönheit.

Die Universität München wäre berufen, die schönste aller Aufgaben zu lösen, die eine deutsche Universität lösen kann, die schlummernden Kräfte des Landes zu wecken und eine Bildung zu schaffen, die sich auf seinen besten Gaben aufbaut, der naiven Freude und dem frischen Sinn für alles Natürliche, der gesunden Abneigung gegen verrannte Reflexion und beschränkten Doktrinarismus, der Empfänglichkeit für jede Kunst, die aber zugleich das Volk auftreibt aus seinem allzu lässigen Behagen.

Dies Behagen schätzt der Bayer ja, wie man weiß, etwas zu hoch, eine Störung darin verzeiht er am schwersten; er arbeitet wohl, um sich das für seine Ruhe und sein Auskommen Notwendige zu schaffen, aber je weniger er sich für dieses Ziel zu mühen braucht, um so lieber ist es ihm. Arbeiten nur um des Geldes und der Arbeit willen ist ihm verhaßt. Es fehlt ihm auch die Gabe, mit seinen vielen natürlichen Anlagen für Kunst und Kunsthandwerk, für Sprachen und technische Berufe umzugehen; er will sich an ihnen erfreuen und sie überall genießen; er bildet sie nicht aus; er läßt sich von ihnen beherrschen und herrscht nicht über sie. Dies Herrschen, die Kraft und die Ausdauer, seine Anlagen zu verwalten und zu verwerten, ist die Eigentümlichkeit des Norddeutschen, und darum überflügelt er den Bayern so leicht. Diesen verstimmt das oft; denn er sieht sich von jenen verdrängt, denen er sich durch seine Gaben durchaus überlegen glaubt. Gewissermaßen als Quittung für diese sich immer wiederholenden Zurücksetzungen darf man die Empfindlichkeit der Bayern betreffs der Hoheitsrechte und Selbständigkeit ihres Landes auffassen. Man weiß, daß diese Empfindlichkeit in den letzten Jahren eher stieg als abnahm; die Meinung derer, man nehme darauf im Reiche zu sehr Rücksicht, ist nicht ganz zu verurteilen, denn diese Empfindlichkeit erstreckt sich meist auf äußere, in ihrer Bedeutung, selbst wenn man sie als Symbole auffaßt, übertriebene Rechte. Das starre Festhalten an diesen Rechten war für Bayern auch im materiellen Sinne recht kostspielig und entkräftend. Freilich wird das heute kaum jemand zugeben. Dies selbe Festhalten bewirkt, daß man vieles für das Land Wichtige vernachlässigte, übersah oder bekämpfte: die geistige Fortbildung, regsamen Fortschritt, Veredlung der den Bayern

eigentümlichen Anlagen, mit einem Wort: innere Selbständigkeit. Sie fällt heute der bayrischen äußeren Selbständigkeit zum Opfer, unter fortwährendem eigensinnigen Pochen auf den Satz: wir Bayern sind Bayern, wir bleiben was wir sind und Deutschland soll uns so nehmen.

Dieser Partikularismus gibt der in Bayern herrschenden Partei, dem Zentrum, ihren Rückhalt und ihr Übergewicht. Sie stärkt ihn, um sich dadurch die eigene Kraft zu erhalten. Ihr kommt dabei eine bayrische Eigentümlichkeit zugute, daß der Bayer wohl einen Sinn und Blick für das Nahe hat, Pläne aber, die viel Opfer und einen weiten Blick in die Zukunft fordern, widerwillig und mißtrauisch betrachtet. Frühere bayrische Regierungen hatten auch mit solchem Unglauben zu kämpfen, sie ließen sich dadurch nicht beirren, brachten eine Fülle des Neuen, wundervolle Bauten und Sammlungen in das Land und gaben ihm die Anziehungskraft, von der es heute gutenteils noch lebt. Die Regierung von heute aber fügt sich denen, die um jeden Preis das Verharren im Alten fordern.

Ein ausdauernder, klug organisierter und fest geschlossener Kampf gegen diesen äußeren Partikularismus, diesen schlimmsten Feind innerer bayrischer Selbständigkeit und die Aufrüttelung des Landes aus seinem geistigen Schlafe wäre die schönste Obliegenheit aller bayrischen Schulen und der Hochschulen obenan. In Norddeutschland und Berlin bleibt der Erziehung als eine der wichtigsten Aufgaben die, klug zurückzuhalten und auf das Unvergängliche und ewig Wertvolle in unserer deutschen Vergangenheit und Kunst als Quelle unserer Kraft immer von neuem zu weisen. Denn sonst würden die Norddeutschen leicht gedankenlos über diese Unschätzbarkeiten unserer

Kultur zu neuem Gewinn und „Idealen“ fortstürzen. Die süddeutschen Lehrer müßten dagegen unermüdlich das „Wacht auf, Rührt euch“ rufen. Die Einsicht würde sich dann auch verbreiten, daß die bayrische und süddeutsche Kultur für das gegenwärtige Deutschland unentbehrlicher ist als je, als Gegengewicht gegen die norddeutsche, die künstlerische gegen die geistige, die bildhafte gegen die bildlose, die der Welt und den Objekten mit empfänglichen Sinnen sich zuwendende gegen die in sich gekehrte. Goethe sagt einmal: „Das Ideale im Menschen, wenn diesem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht sich in sich, feinert und steigert sich, daß es sich gleichsam selbst übertrumpft. Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können. Daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus usw.“

Das also wäre in Bayern zu erreichen: eine Erziehung im innigsten Zusammenhang mit den schönsten Überlieferungen und besten Schätzen des Landes, den eigensten Gaben des Volkes, die alles belebt und stärkt, was von diesen Gaben neuen Segen und Fortschritt bringt. — Von solchen im Grunde doch recht naheliegenden Aufgaben träumen nun vielleicht einige Unbekannte oder Einflußlose, die Maßgebenden und Regierenden würden sie wohl im besten Falle als törichte Schwärmerei verlachen, noch lieber als unsinnige Zumutung von sich weisen.

Daß der gesamte Unterricht auch die besonderen Gaben der deutschen Stämme ausbilden und veredeln muß, diese Erkenntnis scheint noch wenigen aufgegangen. Statt die innere Geschichte und besondere Anlage der Volksstämme zu erklären, sind die Lehrer verurteilt, die äußere Landesgeschichte nicht zu schildern, sondern zu preisen, den Schülern viele unnötigen Data und

Jahreszahlen einzubläuen und bei vielen festlichen Gelegenheiten das Land und den Landesherrn in phrasenhaft aufgebauschten dröhnenden Reden zu feiern. Diese ganze Methode, die den Schülern so viel Abneigung vor ihrer Landesgeschichte beibringt und Schüler und Lehrer in einer Atmosphäre von Heuchelei und Unwahrheit festhält, nennt man dann Stärkung des Patriotismus. Die Religion stärkt man übrigens auf den Schulen von Staats wegen durch ähnliche Heilverfahren.

In Bayern haben außerdem gerade die Beamten, denen die Sorge für den Unterricht anvertraut ist, nicht Initiative, vorwärtstreibende Kraft, weiten Blick und Unbefangenheit des Urteils; die besten unter ihnen sind gerecht und sehr fleißig, aber schwerfällig und nicht selbständig; sie kennen auch nur die Verhältnisse in Bayern und wollen nicht ansehen und prüfen, wie man außerhalb Bayerns lernt und arbeitet. Die Mehrzahl hält mit zähem, unbelehrbarem Eigensinn überlebte, längst verderblich gewordene Einrichtungen fest. Man hat dem Lehrerstande dadurch manchen schweren Schaden zugefügt. Die Universitäten aber, wenigstens ihre philosophischen Fakultäten, denken erst recht nicht daran, daß sie berufen sein könnten, die besten Kräfte zu wecken, die im Lande schlummern. Sie schlafen in Bayern einen friedlicheren und geruhsameren Schlaf als sonst in Deutschland und sie vermochten nicht einmal, sich durchgehend auf der wissenschaftlichen Höhe zu halten, auf der sie früher standen.

Die Strafe ist nun auch da. Durch ihre Unachtsamkeit gaben die Universitäten eben dem Zentrum, das sie heute schon am liebsten weit fortwünschten, eine immer wachsende Bedeutung, d. h. der Partei, der geistige und besonders religiöse Selbständigkeit verderblich scheinen und die sie nach Möglichkeit bekämpfen muß.

Unsere Betrachtungen wurden immer hoffnungsloser. Als eine Macht, die auch das innere unabhängige Dasein der Universitäten antastet, sich als Richter über die ihm verdächtigen Wissenschaften einsetzen möchte und alles unterdrücken, was seinen Lehren und Anschauungen widerspricht, als eine Macht also, die der Universität viel gefährlicher werden kann als jede Regierung, erscheint nun vor uns das Zentrum. Sein Einfluß erstreckt sich heute auf manche Universität auch außerhalb Bayerns und wenn es dort bisher, alles in allem genommen, noch unbeträchtlichen Schaden anrichtete; verharren die Universitäten in ihrem Gleichmut und ihrer Sorglosigkeit, so werden sie später am lautesten über die Wunden jammern, die sie sich selbst schlugen. — Soviel erscheint nun gewiß: die früheren Ideale und alles was der Universität früher Jugend und Größe gab, blühen auch nicht mehr in deutschen Kleinstaaten. Mag nun Regierung oder mag das Zentrum sie bedrohen, in ganz Deutschland haben die Universitäten jenen schönsten Schmuck verloren, den sie früher trugen: Unabhängigkeit, den Drang zu ganzer Wissenschaft und das Gefühl für ihre Verantwortung vor der Nation.

Verjüngung der philologischen Vorlesungen

Nun weiß ich wohl: es meinen viele, man solle die Universitäten lassen, wie sie heute sind. Die Fachausbildung sei einmal heute unentbehrlich und verlange wenigstens gründliche und ausdauernde Arbeit. Die Überfülle der Wissenschaften, die die Universität heute bewältigen müßte, forderten schon größere Opfer, Hingebung und Entsagung, als Menschen eigentlich leisten könnten. Ob denn diese stille Wirksamkeit nicht

deutsch und nicht ideal genug sei? Wer heute ändern und reformieren wolle, gefährde nur unzweifelhafte und bitternötige Errungenschaften und was er dafür einbringe, sei eine sogenannte allgemeine Bildung, die nichts verstehe, überall mitrede und Deutschland gerade genug verderbe, dann noch schöne Worte und Verheißungen, an denen wir ebenfalls keinen Mangel litten und schließlich den recht bedenklichen Luxusartikel der sogenannten nationalen Gesinnung. Diese aber lasse sich überhaupt nicht aufdringlich anpreisen, die schönsten und treffendsten Reden darüber hätten im Grunde höchstens einen Erfolg; die Befriedigung der persönlichen Eitelkeit der Redner. Man solle solche nationale Gesinnung durch die Tat, indem man still ihren Anforderungen gemäß lebe, beweisen und so lebten auch unsere Besten, von denen die Öffentlichkeit freilich nichts höre oder wisse.

Wären die Universitäten nur Anstalten für Gelehrte wie die wissenschaftlichen Akademien oder nur Fachschulen, so müßte man diesen Erwägungen eher recht geben. Man müßte dann sogar in den Kauf nehmen, daß sich die abhängige Gesinnung und Strebertum an ihnen dauernd vermehrte. Die Universitäten sind aber vor allem, — ich sage es so oft, weil gerade dies Wesentliche immer vergessen wird, — bestimmt für die ganze deutsche Nation und die ganze deutsche Kultur und sie sollen die Jugend so erziehen, daß sie dieser beiden würdig bleibt. Aus diesem Grunde sind die Universitäten, mögen sies nun einsehen oder nicht, ein organischer Bestandteil unseres deutschen öffentlichen Lebens und können daraus nicht entfernt werden, ohne daß man dies öffentliche Leben selbst schwer schädigt. Wäre nun auch in diesem Leben die Tapferkeit, das besonnene und sachliche Urteil und die politische Erziehung, die nicht darin sind, die Universitäten dürften sich doch

nicht zur Ruhe setzen, ihre unausgesetzte Sorge müßte nun der Erhaltung dieser Güter gelten. Denn das war ja die Schuld der Universitäten seit 1870, sie glaubten, es seien die Ideale Deutschlands erreicht, sie könnten sich nun getrost zur Ruhe setzen und sich ihren Wissenschaften widmen. Die Folge ist die Entartung des öffentlichen Lebens, die wir heute miterleben. Sie wird nur noch schlimmer, wenn die Universitäten in ihrer Erstarrung verharren. Sie dürfen das aber am wenigsten. Keine unserer öffentlichen Institutionen kann so leicht und keine so durchgreifend helfen wie sie. Die Universität steht an einer Stelle, die den weitesten Überblick über alle Kräfte und Strömungen unseres öffentlichen Lebens gibt. Keine politische Leidenschaft, keine materiellen Interessen brauchen sie zu verwirren, sie sind freier als alle anderen. Ihre Mitglieder sollen geschichtliche Bildung und Einsicht besitzen, die Ausbildung ihrer Gabe, zu unterrichten wird ihnen erleichtert, wie niemandem sonst und sie haben — um das auch noch einmal zu sagen — die Herrschaft und Leitung über die Jugend in ihren besten, freiesten, empfänglichsten Jahren. Wenn irgend jemand, so müssen sich die Universitäten an der Lösung des großen deutschen Problems, der Gesundung unserer Gegenwart, abmühen. Freilich nicht durch eitle selbstgefällige Reden über nationale Pflichten und Ziele, sondern indem sie die Aufgaben, Kräfte und Fähigkeiten des deutschen Wesens der Jugend zeigen, in der gesamten deutschen Geschichte und deutschen Kultur, indem sie unermüdlich und um Deutschlands willen diese Jugend zur deutschen Gesinnung und Betätigung anhalten und ihr selbst ruhig, männlich und bescheiden darin vorangehen.

Wie das geschehen soll, wurde hier schon oft im allgemeinen gesagt. Nun, da ich zeigen muß, wie ich mir die Einzelheiten

dieser Umwandlung denke, fühle ich die Beschränkung meiner Einsicht und meiner Erfahrungen demütigender denn je. Ich, der ich nur einer, eigentlich nur einer halben Fakultät angehöre, darf mir natürlich nicht anmaßen, über die Besserungen und Änderungen zu reden, deren die anderen Fakultäten etwa dringend bedürfen. Was ich darüber sage, muß sich streng auf die Beobachtungen beschränken, die der ganzen Öffentlichkeit zugänglich sind. Für diese Teile meiner Betrachtungen gilt ganz besonders, daß sie niemals abschließen, daß sie immer nur einleiten wollen. Sie geben nur meine Ansicht und Einsicht von Lebensfragen deutscher Gegenwart, deren Bedeutung man, wie mir scheint zum Unheil Deutschlands, seit Jahren übersah.

Man denke sich einen jungen Studenten, dem seine Lehrer auf der Schule Walther von der Vogelweide und das Nibelungenlied priesen, der darin auch hier und da selbst las, noch ohne rechtes Verständnis, aber in der dämmernden Ahnung, daß hier Schätze ruhen, die nur er noch nicht heben konnte. Dieser Student wird, wenn er auf unseren Universitäten Vorlesungen über Walther besucht, zuerst etwa von den mittelalterlichen Handschriften hören, in denen Walthers Gedichte uns überliefert wurden. Dann, welche Geburtsorte die Forschung für Walther für möglich und für unmöglich erklärt, darnach die sämtlichen kümmerlichen Daten über Walthers Leben und angenommene Fahrten, wobei man ihm manche Meinungsverschiedenheiten als wissenswert anführt. Viertens die Geschichte der Forschung über Walther bis ins kleinste Detail; fünftens Walthers Vorgänger und Meister, wobei gerade das Äußerliche und Überflüssige, die kleinen Einzelheiten sich wieder

in den Vordergrund drängen; sechstens Interpretation, wobei der Dozent von der Geschichte der einzelnen Worte, ihrer grammatischen Bedeutung, ihrem Wert für die äußere Kultur sehr viel spricht, der Walther eigentümlichen Schönheiten wenig oder gar nicht gedenkt; gelegentliche Worte streifen nebenbei und wie aus Zufall diese Schönheiten, die der arme Student genießen wollte, und diese Urteile, die sich seltsam aus Unbeholfenheit und Anmaßung zusammensetzen und am liebsten Meinungen anderer wiedergeben, verraten leicht, daß gerade das künstlerische Nachempfinden das Vermögen ist, das dem Vortragenden abgeht.

Beim Nibelungenlied kommen noch schlimmere Enttäuschungen, denn hier ist die Zahl der Handschriften ungewöhnlich groß und um die Bewertung der Haupthandschriften wurde Jahrzehnte hindurch ein Kampf ausgefochten, dessen Unerquicklichkeiten und sämtliche Wechselfälle der Hörer nun nachkosten soll. Wenn dann die Erörterung großer Probleme anhebt, die Geschichte der altdeutschen Verskunst oder die Theorie über Entstehung und Zusammensetzung des Epos, so scheint es, als hätten sich die Dozenten alle feierlich gelobt, nur Karl Lachmanns Ansichten zu preisen oder zu bekämpfen und über den ganzen wundervollen Reichtum unserer epischen und volkstümlichen Überlieferung achselzuckend fortzublicken, um immer nur das Nibelungenlied zum Zeugen ihrer Behauptungen aufzurufen. Zum Entgelt weiht man den Hörer Stunden hindurch in längst überwundene Vermutungen ein: warum der Kürenberger nicht Verfasser des Nibelungenliedes war, wer diese Meinung zuerst vertrat, wer ihn widerlegte usw.

Der Student aber wird, wenn er temperamentvoll ist, nach wenigen Stunden diese Vorlesung entrüstet verlassen und seinen

Walther und sein Nibelungenlied lange Zeit nicht ansehen mögen. Wenn er geduldig ist und fleißig, so wird er sich seufzend im Hinblick auf das Examen ins Unvermeidliche schicken und schließlich denken, da alle Lehrer so dozieren und die anderen das gut zu finden scheinen, so sei, was er gehofft, wohl ein törichtes, knabenhaftes Ideal und er müsse dem entsagen.

Man kann statt Walther von der Vogelweide auch Wolfram von Eschenbach, statt des Nibelungenliedes die Gudrun oder das Hildebrandslied einsetzen: die Art der Behandlung wird sich kaum ändern. Denkt man sich nun alle Dichtungen und Prosaschriften des Mittelalters nacheinander, bedeutsame und wertlose, ohne Erbarmen und Unterschied alle, in dieser selben Art, nur summarischer, behandelt, so hat man das große Kollegungetüm beisammen, das auf Universitäten Deutsche Literatur des Mittelalters heißt. In diesem Kolleg ziehen dann Zeitschriftenartikel, Dissertationen, Abhandlungen, Ausgaben, Bücher und Bücherserien in unabsehbarer Reihe an dem verzweifelnden und ganz wehrlosen Hörer vorüber, sie nehmen das ganze Semester kein Ende, erstehen in jeder Stunde in neuen Mengen, bedrohend und entmutigend.

Man muß sich nun die Folgen dieses Betriebs der Vorlesungen und der Wissenschaft vergegenwärtigen. Denn er beschränkt sich keineswegs auf Vorlesungen über das deutsche Mittelalter, er ist, um das gleich herauszusagen, für alle philologischen Fächer bezeichnend. Von den Dichtungen selbst wird in diesen Kollegs kaum gesprochen. Sie sind von der Masse gelehrter Forschung so gut wie ganz bedeckt und erdrückt, daher hört der Student Urteile über Urteile, eine Fülle der widersprechendsten Meinungen und eine große Ver-

dummung ist meist der Enderfolg. Bei den Forschungen selbst verschwinden die hervorragenden und originalen Arbeiten in der Menge des Unbedeutenden und Gleichgültigen, von den Dichtungen wird die wertlose, wenn sie nur der Gelehrsamkeit Rätsel zu raten gibt, breit und stundenlang besprochen, die wertvolle, bei der man einen ähnlichen Vorzug noch nicht entdeckte, kaum gestreift. Der Maßstab für die Bedeutung eines Denkmals scheint darnach: wieviel haben die Gelehrten darüber gearbeitet?

Sind nun über Herkunft und Bedeutung einer Dichtung viele Ansichten geäußert, so fühlt der Dozent sich versucht, seine eigene hinzuzufügen, die er breit begründet, für die beste aller vorhandenen erklärt mit einigen verächtlichen Seitenblicken auf die Gegner, wobei er nicht immer unterläßt, einige liebenswürdige Bemerkungen über ihre Persönlichkeit einzuflechten. Die oft nebensächliche Bedeutung der Streitfrage vergißt er dann leicht; er spricht davon eben, weil es eine Streitfrage ist. So türmt sich über manchen Dichtungen ein ganzer Berg von Forschungen auf, während andere viel bedeutendere nur noch unbeachteter bleiben. Wer Vorlesungen wie den eben geschilderten beiwohnt, glaubt sich oft in eine weltentrückte Kleinstadt versetzt, die vor den großen und tiefen Ereignissen der Zeit eigensinnig und dünkelhaft das Ohr verschließt, dafür ihren Klatsch und ihre Unwichtigkeiten ungebührlich aufbauscht, von nichts anderem, bald in heftiger Genugtuung, bald in maßlosem Zorne spricht und von dem Hörer verlangt, er solle auch ihre Querelen und Quisquilien für das eigentlich Ernsthafte in der Welt halten.

Nun verdankt die Philologie gewiß ihre besten und schönsten Erkenntnisse seit einigen Jahrzehnten der Einzelforschung.

Diese ließen natürlich noch immer sehr viele Dichtungen und Prosadenkmäler unberührt; daher ist es für manche unserer Gelehrten von größtem Reiz, bei den vielen unbehauenen Stücken bald hier, bald dort, an möglichst vielen Ecken und Enden den Meißel anzusetzen und die Forschung zu fördern. So hat schon mancher die beste Kraft zersplittert und vergeudet. — Wer aber ein großes zusammenhängendes Werk plant, fühlt als höchste Verpflichtung die, zuerst die einzelnen Probleme zu bewältigen, die unbehandelten neu und die behandelten von neuen Gesichtspunkten und mit selbständiger Nachprüfung. Diese Einzelarbeiten halten ihn nun jedesmal fest und fester, lähmend und hemmend; wie ein Netz von tausend Maschen wirft es sich über ihn, jeder Versuch zu entrinnen verstrickt ihn noch tiefer, und so schnürt es sich immer fester um ihn zusammen, bis er kraftlos hinsinkt. Die Wissenschaft hat manche solcher erschütternder Tragödien erlebt; man darf an Paul de Lagarde erinnern: er wollte eine Geschichte der Bibel schreiben bei allen Zeiten und Völkern; seiner ganzen Arbeitskraft, seinem Scharfsinn und seinem Wissen gelang aber nur die Lösung recht geringer Aufgaben, die mit dieser großen in Zusammenhang standen. — Noch tragischer fast berührt uns das Schicksal von Karl Müllenhoff. Sein Werk war eine große deutsche Altertumskunde. Das ganze Leben und alle geistigen Taten unserer Vorfahren sollte sie umfassen und der Welt den sittlichen Adel und die heldenhafte Größe des Germanentums offenbaren. Es ist ein Torso geblieben, von dessen Ergebnissen im einzelnen die Wissenschaft heute kaum ein einziges anerkennt.

Von den Einzelforschungen, deren sich die Wissenschaft noch rühmt, sind allerdings die besten gründlicher und umfassender, in der Methode feiner, ausgeklügelter und sicherer, in der

Zergliederungskunst und im Spürsinn vollendeter, als irgend eine Arbeit der Vergangenheit und in wenigen ganz hervorragenden lebt auch wie in einem Mikrokosmos die ganze Welt der Wissenschaft. Es scheint ein Problem gelöst, in Wahrheit ist die gesamte Wissenschaft vertieft. Doch das sind sehr seltene Ausnahmen. Die Feinheit der Methode ist heute einem eitlen und selbstgefälligen Virtuosentum oft recht nahe. Zudem scheinen bei manchen Vertretern des wissenschaftlichen Nachwuchses die menschlichen Gaben ganz zu verkümmern, die wissenschaftlich technischen sich zu überbilden.

Sehr viele von den Aufgaben, die unsere Wissenschaft stellt, sind außerdem, weil sich jedes Gebiet in kleine Teilgebiete auflöst, recht begrenzt, erfordern nur Gründlichkeit, ausdauernden Fleiß und eine Art Handwerkergeschick. So zog denn das Handwerk, dem gewiß auch seine Ehre gebührt, das aber nur unter dem Geist herrschen sollte, längst in die heiligen Hallen der Wissenschaft lärmend ein und wird sich dort, wenn es weiter geht wie heute, noch mancher Sitze bemächtigen. Diese Herren des Handwerks sind von allen die fügsamsten und die lüsternsten nach Titeln und Ehren. Diese Herren beteiligen sich eifrigst an jenen Jahresberichten, die oft bis zu den Zeitungsartikeln hinunter jede Äußerung über jedes Buch zusammenstellen, und die unnützlichen besonders; denn wo wären diese nicht in der Überzahl? Ihnen erscheint als höchster Vorzug neuer Arbeiten, daß sie alle früheren Arbeiten über gleiche und ähnliche Themata kennen und benutzen; neue und fruchtbare Gedanken pflegen sie nicht zu bemerken, oder sie weisen sie noch lieber mit Entrüstung zurück. Manche von ihnen verzichten ganz auf produktive Arbeit, schwingen nur das kritische Richtschwert und rühmen sich noch ihres Un-

vermögens. Sie sind die hochmütigsten und unduldsamsten gegen Äußerungen, die außerhalb ihres Faches erklingen, immer bereit als Dilettantismus abzustrafen, was nicht in ihr Schema von Wissenschaft hineinpaßt und sie spüren von künstlerischem Nachempfinden und Nacherleben nicht den leisesten Hauch. Sie sorgen dafür, daß die Wissenschaft immer seltener ihre einsamen, verschwiegenen und gefährlichen Wege geht, immer öfter auf der breiten Heerstraße geräuschvoll und staubaufwirbelnd gemächlich einherzieht; ihre Schuld ist, daß wir immer seltener den köstlichen Trank der originalen Wissenschaft genießen dürfen, immer öfter das wässerige Produkt der „Wissenschaftlichkeit" verschlucken müssen. Heute ist manche Wissenschaft der Zufluchtsort für privilegierte Mittelmäßigkeit und Unproduktivität, und man begreift auch von hier aus, warum sie die Fühlung mit dem Besten im Volke so verlor. Schon die Tüchtigen unter den Gelehrten erfüllt es mit Wut, wenn die breite, zähe, unappetitliche Masse, die Gelehrsamkeit und Philologie jedem Großen anklebten, beachtenswerter sein soll als dieser Große selbst und die Gebildeten, die jene Masse sehen, flüchten erst recht entsetzt vor dieser Wissenschaft. Sie hat sie schon von manchem geliebten Dichter vertrieben. Es gibt auch kaum noch wie früher große und tiefe und dem Gebildeten doch zugängliche Bücher. In dem Labyrinth der Einzelforschungen kann sich kaum der Gelehrte zurechtfinden und so wächst denn das Ansehen der Dilettanten, die noch den Mut zu allgemeinen und zusammenfassenden Darstellungen haben und ihren oft anmaßenden, verwirrten und oberflächlichen Schreibereien wird die Anerkennung, die eigentlich die Wissenschaft sich erringen sollte. Die Verantwortung für ihre Einbuße hat aber doch nur sie selbst. So also sieht

in der Nähe die Wissenschaft aus, der Technik, Methode, Einzelarbeit und Zergliederungskunst das Ideal wurde.

Die künftigen Lehrer nun, die auf der Universität Vorlesungen und Dozenten wie den eben geschilderten ausgesetzt waren, finden daher nirgends liebreiche und verständnisvolle Anleitung, die Kunst und Art der Autoren zu erfassen, dafür eine Überfülle äußerlicher, für die Mehrzahl unter ihnen unbrauchbarer Kenntnisse. Die Klagen gegen die Schule, die heute leidenschaftlicher erklingen als je: sie erwecke und belebe nicht, sie töte die Lust am Lernen, sie unterdrücke die Selbständigkeit, erstrebe äußerliches Aneignen, verfolge geringe Versehen, etwa grammatische Fehler und Verstöße, als seien es moralische Minderwertigkeiten und lasse Sünden gegen den Geist ungestraft — diese Vorwürfe, immer noch sehr berechtigt, darf man nicht der Schule als der allein Schuldigen aufbürden. Einen großen Teil der Schuld trägt auch hier die Vorbildung, die die Universitäten dem Lehrer geben; woher denn soll dem Durchschnitt unter ihnen die Fähigkeit kommen, innerliches Aneignen zu predigen und die Schüler zu behandeln, wenn ihm dies auf der Universität niemand einhauchte? Wurden dem Lehrer dort nicht auch die äußeren Kenntnisse als d i e Kenntnisse gepriesen? kam er selbst denn jemals durch die Gelehrsamkeit hindurch zu den Dichtern? muß er nicht von Goethe und Shakespeare, von Plato und Homer reden, nachdem das einzige, worin er sich in seiner Studienzeit vertiefen konnte, lexikalische oder textkritische oder sprachgeschichtliche Probleme untergeordneter Art waren, für die ihn sein Universitätslehrer anwarb?

Bleibt der Betrieb der Wissenschaften wie heute, so klingen jene Kassandrarufe nicht mehr wie sinnlose Übertreibungen: die Wissenschaft müsse allmählich sich selbst zerstören, der

Bildung und dem Leben sich ganz entfremden und auch allen Einfluß und Herrschaft über die Schule verlieren. Man soll nicht erschrecken, wenn man solche Aussprüche hört, die freilich einem Todesurteil recht ähnlich sind; man soll sich besinnen. Schon heute sind die Bestrebungen, der Universität überhaupt die Herrschaft über die Schule zu entreißen und an ihrer Stelle die technische Hochschule als Herrscherin einzusetzen, — mit anderen Worten, die Bestrebungen, das Gymnasium durch Realgymnasium und Oberrealschule zu verdrängen — recht weit gediehen und aller Zorn und alle Scheltworte der Universitäten können diesen Prozeß nicht aufhalten; die einzige Hilfe bleibt, daß die Universitäten ihre Vorlesungen verjüngen und sich jenen Geist wiedererobern, der ihnen früher die Schule unterwarf.

Das Ideal der Ausbildung für unsere Lehrer soll immer noch sein: der Gelehrte. Früher, als Gelehrsamkeit und klassische Philologie fast zusammenfielen und nicht Kenntnisse über das klassische Altertum, sondern Erfassung des klassischen Altertums erstrebt wurde, hatte dies Ideal ein gewisses Recht. Auch heute kann es dem lebendigeren Zusammenhang zwischen Schulunterricht und Wissenschaft noch segensreich sein, wenn unter den Lehrern auch einige Gelehrte wirken. In Deutschland gibt es, darüber muß ich nachher noch reden, viel zu wenig auskömmlich bezahlte Stellungen, die nur der Gelehrsamkeit gehören. Im allgemeinen muß sich heute aber die Anschauung durchsetzen, daß die Lehrer vor allem Lehrer werden sollen und zu solchen auf der Universität auszubilden sind.

Das heißt schon soviel, man soll aus den Vorlesungen alles entfernen, was nur für den Gelehrten und Spezialforscher

taugt, man soll von der wissenschaftlichen Bemühung über einen Autor nur eben das Unentbehrlichste den Hörern sagen; wissenschaftliche Streitfragen und Differenzen sind nach Möglichkeit von den Vorlesungen, in denen der Hörer alles auf Treu und Glauben hinzunehmen hat, auszuschließen; sie sollen aufgedeckt und erörtert werden besonders in Seminaren und Übungen, die den Studenten in das detaillierte Verständnis des Dichters einweihen, ihn durch die Vorführung des Hin und Wieder der Meinungen bei schwierigen Stellen zu eigenem Denken und selbständigem Arbeiten anleiten, ihm dadurch auch den ersten Eindruck von der Strenge und Hoheit der Wissenschaft geben und ihm deren Geist und Probleme zeigen. Diese Seminare sind in den letzten Jahrzehnten schon wesentlich vermehrt worden und sie müssen, um die Vorlesungen zu entlasten, noch weiter vermehrt werden. Dann bleibt in den Vorlesungen Zeit für die Dichter und Schriftsteller selbst und der Dozent muß zeigen, ob er sich in ihre Art und Kunst einlebte. Das heißt: er soll nicht, wie das früher gern geschah und auch heute noch geschieht, mit vagen und nichtssagenden Worten über den Dichter herumästhetisieren oder gar Dichtungen mit Ausrufen „wie schön", „wie bedeutend" begleiten, er soll zeigen, wie sich die Eigenheit eines Dichters nur tiefem Studium und liebevoller Versenkung erschließt. Hierzu gehören eine andere Reife, Belesenheit, Erfahrung und Empfänglichkeit als zu jenem Spezialistentum, das sich heute so gern als die wahre Wissenschaft brüstet ... Es muß doch für den Dozenten seine höchste Freude sein, wenn er jungen empfänglichen Seelen die Werke der Unsterblichen nahebringt, die auch ihm die liebsten wurden und wenn er seinen Hörern für alle Wunder und Tiefen die Augen öffnen kann, die sich ihm offenbarten.

Dann darf der Dozent von jenem Walther von der Vogelweide sprechen, der nicht traurig bleiben konnte, wenn die Sonne schien und der Mai ins Land lachte, der wie ein Kind jeden Tag in unschuldiger Heiterkeit neu genoß und wie arm er auch war, von unzerstörbarer Liebenswürdigkeit und Anmut blieb, der allen, die sich mit ihm freuten, das Leben vergoldete, sich ihren Liedern und Tänzen gesellend, der in tiefer, kindlich frommer Scheu die Majestät von Recht und Gesetz und von kaiserlicher Macht verehrte und, wie es dem echten Ritter geziemt, offen, auch den Kaiser ernsthaft mahnend, seine flammenden Worte in ganz Deutschland hineinrief, sobald an jene Heiligtümer frevelnde Hände rührten. Dessen Verse so einfach, in ihren Gedanken so schlicht und in ihrem Klang so reich, so leicht, so süß und schwelgerisch und verlockend sind. Der, wie so viele deutsche fahrende Ritter des Mittelalters über dem Glück und der Not und dem Drang des Tages die Sorge um die Seligkeit vergaß, einsam, alt, ohne Freunde dastand und doch sich selbst ganz vergessend die Welt männlich zu Frömmigkeit und Tapferkeit aufrief. — Auch das Nibelungenlied, sein germanisches Heldentum, wird wieder auferstehen, das germanische Heldentum, das an grandioser Innerlichkeit und unbarmherzigen Konflikten auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen kennt; jene Helden, die von tiefstem Drang getrieben tun, was sie tun müssen und bis zum Ende tun durch Blut und Not und Schande und alles kaum noch zu tragende Wehgeschick schweigend mitten hindurch, aller eigenen schwersten Verluste uneingedenk; jenes Heldentum, das wir von seinem ersten Aufleuchten, von der Völkerwanderung an bis zur isländischen Saga und bis zu Shakespeare und bis in unsere Gegenwart hinein begleiten können.

Denn wer in die Vergangenheit Deutschlands sich vertieft, vertieft sich in die Seele unseres Volkes selbst und muß die Fäden zwischen deutscher Vergangenheit und deutscher Gegenwart wieder anknüpfen, die schwere Kriege, nationale Schande und nationale Erniedrigung zerrissen, er muß das Bewußtsein und die Kenntnis des Deutschtums stärken und wecken, das heute noch so schwach oder noch zerstört ist. Die Zukunft Deutschlands liegt bei den Deutschen und der Lehrer auf der Schule, der Dozent auf der Universität soll dies Deutschsein in die Herzen seiner Hörer senken; der Erforscher des Deutschtums soll mit tausend Augen in die deutsche Vergangenheit und in deutsches Wesen hineinblicken, Volkskunde und Volkskunst, Heldentum und Dichtung, deutsche Philosophie und Religion, die ganze deutsche Geschichte sollen ihn zu diesem Deutschtum führen, die ganze Mannigfaltigkeit, die unzähligen Verschiedenheiten Deutschlands sollen sich ihm langsam offenbaren. Wird die Gegenwart mit dieser Erkenntnis durchtränkt, so besitzt sie die beste Gewähr gegen nationalen Kleinmut und deutsche Unterwürfigkeit hier, gegen unklugen Chauvinismus und ungerechte Verkennung anderer Völker dort und dann erkennt Deutschland die Quellen, aus denen seine besten Kräfte und Gaben entsprangen.

Die Erkenntnis der Persönlichkeiten und ihrer Schöpfungen hier, der Kräfte, die alles Geschehen lenken, dort bleibt doch das letzte und höchste Ziel aller Forschung. Man sagt das auch noch heute; man beachtet es nur so selten; man vergißt etwa über der unsäglichen Mühe, die der Erkenntnis der Dichtung oft vorhergeht, die Dichtung selbst und was nur Vorarbeit sein und nur als solche gelten sollte, wird als die eigentliche und gelehrte Arbeit überlaut gerühmt. Das ist nur

ein Zeichen von Verfall. Niemand, der noch vernünftig, wird den Wert der Einzelerkenntnisse und ihrer Resultate ignorieren, niemand sich etwa für zu gut für diese Arbeit halten, niemand auch abstreiten mögen, daß wir diese Einzelforschung gar nicht entbehren können, aber sie ist doch nur der Anfang, sie schafft die ersten Bausteine für die große Arbeit. Und die Meister und Gründer der Wissenschaft beherrschten die Methode und Technik so sicher wie nur irgend einer der Nachfahren, wenn sie auch die vielen Einzelheiten nicht verwirrten und ihr Scharfsinn sich infolgedessen nicht so wie der unsrige zu komplizieren brauchte. Ihre Kombinationsgabe war sogar sicherer, feiner und erprobter, denn sie beruhte auf umfassenderer Kenntnis und sie sprachen nicht von Technik und Methode, weil ihnen diese als ganz natürliche und unumgängliche Vorbedingung erschien, deren sich zu rühmen ihnen Abgeschmacktheit war. Sie betonten um so nachdrücklicher, daß sie die Dichter selbst, rein, wie die Zeitgenossen sie besaßen, uns wiedergeben wollten.

Die Forderung, man solle durch die Gelehrsamkeit wieder zur Kunst und zur Nation durchdringen, klingt gewiß sehr einfach: sucht man sie aber ernsthaft durchzuführen, so würde sich die Universität sehr bald einen guten Teil ihrer früheren Wirksamkeit zurückerobern, sie besäße die Möglichkeit oder die Gewißheit, unmittelbar und wie in der guten Zeit auf deutsche Jugend und deutsche Schule zu wirken.

Unter den philologischen Wissenschaften ist auf den Universitäten die klassische Philologie die ehrwürdigste. Sie hat die stolzesten Überlieferungen, ist den anderen an Methode und Organisation noch immer weit voraus und wird von ihnen vielfach als vorbildlich anerkannt. Nach außen steht sie heute

glänzender da als je. Keine andere Wissenschaft bewältigte und bewältigt eine solche Fülle wissenschaftlicher Unternehmungen großer Art. Keiner wurde dieser Reichtum von Entdeckungen beschieden, keine breitet sich imposanter aus und bei keiner zeigt sich der Verfall der geistigen Bildung in Deutschland betrübender als bei ihr.

Im Anfang des Jahrhunderts sagte Friedrich Schlegel: „Geister zeigen sich nur Geistern" und „Nicht Vorliebe für dieses und jenes, sondern Liebe zur Kunst, zum Urbildlichen selbst, zum gesamten Altertum, das ist das erste, und den Geist des Ganzen zu erfassen ist das Höchste". Für Winckelmann, Schiller und Goethe waren die Griechen das heiligste Erlebnis und auch die Lehrer der Schule bis etwa in die Mitte des Jahrhunderts priesen ihren Schülern das klassische Altertum, weil sie ihm ihr reinstes Glück verdankten und weil es unzertrennlich war von ihren feierlichsten Stunden. Die besten Schätze, die sie besaßen, wollten sie auch als Bestes der Jugend geben; darum hatte, wie ich schon angedeutet, dies klassische Altertum eine solche sittliche und adelnde Macht auf die Schule. Es waren weniger die Griechen, die herrschten, als die echt deutsche Tugend der selbstlosen Hingebung, die diesen Griechen galt; der Glaube an das Heilige, weniger das Heilige selbst.

Diese Macht ist heute gebrochen. Daran sind die Schule und die Zeit kaum schuld, viel schuldiger sind die klassischen Philologen selbst. Eben weil sie ähnlich, wie ich es bei Walther von der Vogelweide und dem Nibelungenlied geschildert, ihren Homer und Horaz, ihren Plato und ihren Sophokles behandeln, weil die Fülle äußerer Kenntnisse, umfassender Gelehrsamkeit, ein methodisch geschulter Scharfsinn, jetzt auch glänzende Virtuosenkünste und verblüffende Paradestücke als Wissenschaft gelten.

Am meisten aber schmerzt bei dieser stolzen Wissenschaft, daß sie ihre Unabhängigkeit verlor. Der Gymnasialdirektor unserer Tage ist zuerst Geheimrat, Untergebener und Vorgesetzter und dann vielleicht noch etwas klassischer Philologe. Unter Professoren der Universität gilt es aber als vorgeschritten, zugleich ein Verehrer der Griechen, ein gläubiger Christ und ein loyaler Preuße zu sein. Die Griechen in den Werken und Übersetzungen unserer neuesten klassischen Philologen rufen Hurra oder dienen bei der Kavallerie, und man entwürdigt heute überhaupt Erscheinungen aus dem klassischen Altertum dadurch, daß man von ihnen im schlechten Jornalistendeutsch unserer Tage schreibt und sie gar durch Errungenschaften unserer greulichsten Pseudokultur verständlich zu machen behauptet. Das ist eine böse und freilich sehr unerwartete Folge von Mommsens Römischer Geschichte.

Bei anderen Wissenschaften wurde es bereits ebenso. Wer etwa die Goethe-Biographie von Bielschowsky liest, wird bald erkennen, wie alles, was in Goethes Leben den Philister und wohlanständigen Bürger verletzen könnte, beschönigt, entschuldigt, oder väterlich getadelt wird und wie umgekehrt alle Eigenschaften unterstrichen und aufdringlich in den Vordergrund geschoben sind, die das Wohlgefallen solcher Bürger erregen, so daß nun wirklich jeder Backfisch, ohne Schaden an seiner Moral zu nehmen, diese Biographie lesen darf und sich Goethe unbemerkt in einen mäßig fortschrittlich gesinnten, liberalen Musterbürger verwandelt, der in seiner freien Zeit dichtete. Sogar an dem Christusbild, das einige moderne Theologen entwarfen, fühlen Empfindliche die unverkennbaren Merkmale des gemäßigten Liberalismus heraus.

Die Geschichte der klassischen Philologie ist die Geschichte der Universität, vergegenwärtigt an einem nur zu prägnanten

Beispiel. Alle imposante Ausdehnung des Studiums, aller äußere Glanz kann nicht darüber hinwegblenden, daß an Stelle geistig führender Männer von höchster und reinster deutscher Bildung heute bald gelehrte Handwerker, bald gelehrte Beamte, bald gelehrte Barbaren hausen. Auf dem Gymnasium pflegt man Griechisch und Latein, weil sie die Fächer sind, deren Unkenntnis den Prüflingen das größte Verderben bringt. Man betont darum alles über Gebühr, was sich erlernen läßt und was Gedächtnis und Ausdauer erwerben können, befehdet äußere Fehler mit grimmigem Eifer, verliert dafür die innere Aneignung ganz aus den Augen und vergißt allzuoft, daß Liebe und Bewunderung vorangehen müssen, wenn ein wirkliches Studium der Alten folgen soll.

Sieht man diese betrübende Gegenwart, so möchte man freilich ausrufen: „Herr, erlöse die klassische Philologie von unseren klassischen Philologen!" Vielleicht aber hat diese klassische Philologie auch den Vorsprung vor anderen Wissenschaften, daß sich in ihr schon die ersten Zeichen einer großen Umkehr ankündigen. — Als Friedrich Nietzsche ausrief, es solle niemand von den Griechen sprechen, den nicht einmal ihr Genius überwältigt und der sie nicht einmal aus tiefstem Herzen angebetet, erklärten seine gelehrten Fachgenossen ihn für einen törichten Schwärmer, vor dem man die Jugend bewahren solle. Heute, nachdem über ein Menschenalter vergangen, darf man an eine Zukunft glauben, die den damals Verlachten als Propheten eines neuen Griechentums verehrt und seine Gegner nur noch nennt, weil sie Friedrich Nietzsches Gegner waren. Es erstehen wieder Künstler, die vom gelehrten Lärm des Tages unberührt oder angewidert, in verwöhnter Empfindung und schwelgerischem Versenken bei den Griechen neue seltsame Kostbarkeiten entdeckten und sie uns wieder in

beseligende Nähe brachten. Auch sagen schon viele, daß Jakob Burckhardts griechische Kulturgeschichte, mag sie auch in den meisten Einzelheiten überholt sein, in den Genius des Griechentums tiefer hineinleuchtet als viele von unseren Philologen gerühmte Bücher. Andere erquicken sich an Walter Paters Werken und seinen wundervoll vergeistigten, von der reinsten künstlerischen Anschauung eingegebenen Studien. Und es gibt gottlob noch manche, die im stillen die alte, vornehme Wissenschaft weiterpflegen und wohl berufen sind, sie in eine empfänglichere Zukunft hinüberzuretten. In den letzten Jahren tauchten sogar Werke auf, die den ganzen gelehrten Apparat des Wissens beherrschen und unsere Kenntnisse in tiefere Schichten hinunterführen, unserer Kultur ein dauernder Besitz bleiben; ich erinnere etwa an Erwin Rohdes Psyche. Von hier aus sieht man den Weg zu neuem Heile: zu Büchern und Vorlesungen, die allen gelehrten Überfluß, allen Kampf mit längst widerlegten Anschauungen, alles aufdringliche Betonen eigener Verdienste abstreifen, die in dem Zeichen unserer besten Bildung gediehen, vom Geist des nachbildenden Künstlers belebt, durch die Fülle der neuen wertvollen Einzelerkenntnisse ihre Darstellung vertiefen und sie weit über die früheren Grenzen führen. Zurück in das erste Werden der griechischen Sprache und des griechischen Geistes und vorwärts nach Osteuropa, zur Verschmelzung von Griechentum mit Christentum und Mittelalter. Erwachsen Lehrer unter solchen Zeichen, so kann auch in den Unterricht auf der Schule eine neue geklärte Verinnerlichung und sachliche Hingebung einziehen. Man kann Lateinisch wieder um der Römer und Griechisch um der Griechen willen lernen. Diese Wandlung ist in der Gegenwart leichter als noch vor wenigen Jahren; dem humanistischen Gymnasium

hat man ja sein Bildungsmonopol genommen und das Realgymnasium und die Oberrealschule gewähren die gleichen Rechte oder werden sie bald gewähren; das heißt doch soviel, als daß alle, die den klassischen Studien keine Neigung oder Begabung entgegenbringen, sich nicht länger mit ihnen zu quälen brauchen und alle, die sie heute noch treiben, sie von Herzen treiben dürfen. — Wer sich schönen Träumen einmal ergibt, träumt sich gern noch tiefer in sie hinein: dann käme wohl auch die Zeit, in der man wieder sprechen darf von einer Aufhebung aller Prüfungen auf der Schule, nachdem so oft durch die Schuld dieser Prüfungen der Unterricht veräußerlicht, zum mechanischen Einlernen heruntergedrückt, seiner lebenspendenden Kraft beraubt wurde. Sollen die Besten auf der Schule jemals diesem Ideal nahekommen, aus eigener Kraft werden sie es kaum erreichen. Die Universität muß erst die Lehrer erziehen, die es erreichen könnten. Die Parole für die Zukunft wäre auch hier wieder: Sinn für das Einzelne und für das Ganze, der Sonderforschung soll kein Leid geschehen, aber der Geist, der die alte Wissenschaft belebte, soll die neue verjüngen. In dieser Zukunft können sich Universität und humanistisches Gymnasium wieder zusammenschließen und ihr Bund das geistige Leben Deutschlands wieder erfrischen.

Nationale Erziehung

Freilich ein Ideal für alle kann das humanistische Gymnasium nie wieder werden. Und wo liegt denn nun das Ideal, das an Stelle des früheren klassischen Bildungsideals erhoben werden kann, das, für alle Deutschen gültig, der Erziehung, dem Unterricht und der Kultur die Einheit

wiedergibt, das Deutschland von dem verwirrenden und betäubenden Durcheinander befreit, aus dem es heute keinen Ausweg findet? Dies Ideal ist in der Theorie längst gefunden und verkündet. Vielleicht bewegt sich auch die Wirklichkeit langsam zu ihm hin. Es ist statt der humanistischen die nationale Erziehung. National nicht etwa in dem Sinne, daß an Stelle des Dogmas vom alleinseligmachenden Altertum nun das Dogma vom alleinseligmachenden Deutschtum tritt, daß man wie früher das Versenken in die griechische nun das Versenken in deutsche Art als das einzige ausruft, das sich Bildung nennen dürfe. Nationale Bildung darf niemals so einseitig und so unduldsam, so doktrinär und so vorurteilsvoll sein. Ihr Höchstes bleibt die Erkenntnis des deutschen Wesens aus allen seinen Betätigungen in Geschichte und Kultur, eine Erkenntnis, die uns zur Bewunderung und Ehrfurcht vor allem Deutschen ebenso oft zwingt, wie sie uns tiefe Dankbarkeit für allen Segen aufdrängt, den wir anderen Völkern verdanken und die uns dann wieder zur Vorsicht mahnt und zum Kampf aufruft, weil sie uns eben auch allzuviele nationale Untugenden und Gebrechen zeigen muß.

Unter dem Dogma vom klassischen Altertum, wie es früher herrschte, hat gerade die Erkenntnis des Deutschen schwer gelitten. Daß die unvergleichliche Kultur der Griechen und Römer deutscher Formlosigkeit, dem allzu hingebenden Kultus des Individuums und schwelgerischer Verwilderung entgegenwirkte, mildernd und veredelnd, daß es Deutschland überall und unzählige Male bereicherte, konnte man nicht oft genug preisen. Daß aber Deutschland, das ohnehin gegen sein Wesen und seine Gaben mißtrauisch und schüchtern genug ist, von dieser Kultur auch schwer und oft geschädigt und sein Bestes

um ihretwillen mißachtet wurde, sah man nicht oder wollte man nicht sehen.

Unsere Sprache hat durch die römische zuerst, durch fremde Sprachen später viel von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt. In Island dagegen, das von fremden Einflüssen lange verschont blieb, hat sich eine germanische Prosa von einer Knappheit des Ausdrucks, von einer gedrungenen Kraft, von einer nüchternen Ruhe und oft erschreckenden Tiefe gebildet, die Deutschland auch heute noch nicht erreichte und die es aus eigener Kraft längst hätte erreichen können. Unsere deutsche Volksdichtung hat man Jahrhunderte hindurch in törichtem Stolz auf alle fremde Kunstpoesie verachtet und verhöhnt und dieser Volksdichtung verdankt die deutsche Literatur in ihrer größten Zeit, in der Zeit Goethes und später in der Zeit der Romantik ihre Wiedergeburt.

Was deutsche bildende Kunst im Mittelalter war und wie sie auf die italienische herüberwirkte, welche eigenen, von keinem anderen Volke erreichten Wirkungen und Werke sie hervorgebracht, wie wunderbar tief sie mit der ganzen Kultur, der religiösen und dichterischen, zusammenhängt, das fängt man eben erst an zu ahnen. Man hat an allen diesen Wundern vorbeigesehen, weil man nur Augen für die italienische Kunst hatte, die mit der griechischen verwandt war. — Die tiefste Errungenschaft der Renaissance: die Befreiung des Individuums vom Bann und Zwang der Kirche, das Besinnen des Menschen auf sich selbst und seine eigene Religion, ist das Werk der deutschen Mystik und diese deutschen Mystiker schufen eine Philosophie, die tief unter die Wurzeln jedes Bekenntnisses herabreicht und den höchsten griechischen und indischen Schöpfungen dieser Art ebenbürtig scheint. Auch diese Einsicht dämmert

erst seit wenigen Jahren, sie wird uns noch in ungeahnte Tiefen deutschen Geistes hinabführen. Früher hatte man das Griechentum als Quelle der Renaissance gepriesen, heute wird schon ausgesprochen, daß dies Griechentum der Renaissance nur den höchsten äußeren Glanz gab, damit aber zugleich ihren Abstieg und ihr Ende vorbereitete.

Vergleichbares zeigt uns Goethe. Mag das Griechentum seiner reifen Kunst jene unsagbare Anmut und Klarheit geschenkt haben, die sie zur schönsten Offenbarung reiner Menschlichkeit umwandelt, der junge Goethe, der seiner deutschen Sprache ihre tiefsten Geheimnisse ablauschte, der dem eigenen ungeheuren Schaffensdrang fast erlag und in die unendlichste Unendlichkeit strebte, der immer von der Erlösung der Menschen sang und in Geschichte, Wesen und Sage seines Volkes den Keim seiner Dichtungen fand, der Goethe der Straßburger und Frankfurter Lieder, des Götz und des Werther, des ewigen Juden und des ersten Faust hat an die tiefsten Saiten unserer Volksseele gerührt und sein Ewigstes geschaffen, ihm gelangen niemals wieder Dichtungen von ähnlich überwältigender Innerlichkeit.

Auch dies ist zu betonen: eine ewig vorbildliche Kultur, wie die griechische sein soll, hat etwas Einschränkendes, Entmutigendes, ja Trostloses. Denn sie will immer nur eine Art der Kunst, isoliert das klassische Altertum, bringt es außer Zusammenhang mit dem anderen Unterricht und zeigt eine Höhe, die niemand erreichen kann. Eine nationale Bildung zeigt das Unendliche alles, was Gegenwart und Zukunft noch vollbringen müssen, sie erfrischt und belebt. Vom Deutschen aus ergeben sich auch organische und natürliche Zusammenhänge mit dem gesamten anderen Unterricht, mit Griechisch

und Lateinisch, wie mit Französisch und Englisch, wie mit den Naturwissenschaften, die in Deutschland doch auch ganz besonders erfaßt und mit deutscher Genialität und Gründlichkeit getrieben wurden. Wie wir auch schon sagten, daß früher weniger das klassische Altertum selbst herrschte als der deutsche hingebende Glaube daran. Die nationale Bildung kann den berechtigtsten Stolz auf das eigene Volk erzeugen und zugleich zur freudigsten Bewunderung der Leistungen, Vorsprünge und Vorzüge der anderen Völker führen. Sie verbürgt die Einheit und zugleich die unbefangenste Vielseitigkeit des Unterrichtes. War doch Deutschlands Größe von jeher das Verständnis für alle fremden Kulturen, und beides, Vertrauen auf das eigene, dankbare Anerkennung der fremden Länder, müssen sich später nicht unterdrücken, sondern fruchtbar ergänzen. Was die Schule von Sittlichkeit und Religion den Kindern einzupflanzen hat, wird sich doch auch auf deutscher Erde am dankbarsten entwickeln, wenn die Erziehung mit den Eigenschaften anhebt und die Anlagen veredelt, die dem Kind die vertrautesten und anschaulichsten sind, den deutschen.

Auf eine Erwägung, wie mir scheint, die entscheidende, habe ich schon manchmal hingedeutet, und ich muß sie nun etwas ausführlicher zu bedenken geben. Das Ideal der früheren Erziehung, der klassischen, konnte nur dies sein: die Ausbildung und Veredelung des einzelnen. Dies Ideal schwebte auch unseren Größten vor. Es genügt einen Namen zu nennen: Goethe. Solche Erziehung fügte sich anschmiegend in das kleinstaatliche Deutschland; denn die beste Aufgabe der kleineren Staaten schien, ihren Bürgern die Möglichkeit zu schaffen, ganz sich selbst, ihrer besten Bildung zu leben. Die Bürger, die dieser lebten, wurden ihrerseits den Regierungen nicht un-

bequem. Seitdem wir den Großstaat Preußen und dann das deutsche Reich haben, wurde dies Ideal durch ein anderes abgelöst, die Erziehung nicht zum Menschen, sondern zum Staatsbürger, nicht für sich, sondern für den Staat. Man trieb nun dies Ideal viel zu weit, auf Kosten der individuellen wurden die staatsbürgerlichen Anlagen entwickelt. Ein anderer Fehler war, daß man die alte Erziehungsart beibehielt, wo sich doch das Ziel der Erziehung genau in sein Gegenteil verkehrt hatte; daß man Griechisch und Lateinisch nicht um ihres Bildungswertes willen lehrte, sondern als Wissenschaft, deren der künftige Staatsbürger für seine Prüfungen und Pflichten bedurfte, daß man mit ihrer Hilfe also das Individuum nicht veredelte, sondern umgekehrt die Ecken und Kanten von ihm abschliff, bis das allgemein gültige Modell des Staatsbürgers fertig und abgerundet dastand. Derart hat man Griechisch und Latein zu Zuchtmeistern des Staats herabgewürdigt, und es muß schon ein recht unvergänglicher Bildungswert in diesen Kulturen leben, sonst wären sie bei solcher Behandlung längst zugrunde gegangen.

Da Deutschland nun zur Kleinstaaterei freiwillig nie zurückkehren darf und alle Kultur der Zukunft sich nur innerhalb des deutschen Reiches entwickeln kann, wäre das wundervolle und verlockende Ideal nunmehr, die Erziehung für das Individuum und die für den Staat zu verbinden, derart, daß das Individuum die überragende Bedeutung des Staates und die Opfer, die er fordern muß, anerkennt und sie ihm gern bringt, der Staat seinerseits aber die besonderen Anlagen des Individuums veredelt. Es wird noch unsägliche Mühe, unsägliches Geduldén und die beste Arbeit mancher Generationen kosten, bis dies Ideal anfängt, sich bei uns zu verwirklichen. Der Weg zu ihm

ist die nationale Bildung in unserem Sinn. Diese stärkt und klärt von Jugend an die Erkenntnis und die Einsicht in das deutsche Wesen, bildet die besonderen deutschen Gaben eines jeden aus und macht es gerade den Besten zum Herzensbedürfnis, alles Gute, was sie geben können, ihrem Deutschland zu geben. So wie es in England heute schon geschieht — oder so, wie es Gottfried Keller, gewiß ein freier Mann und ein freier Künstler, so oft seinen Schweizern gepredigt.

Die unvergleichbare Bedeutung der deutschen Studien auf der Universität drängt sich nun von neuem überwältigend ins Bewußtsein. Unableugbarer noch als sie es vorher werden konnte, wird nun die Gewißheit, daß der Lehrer des Deutschen auf der Universität die verantwortungsvollste nationale Aufgabe zugewiesen erhielt, daß er sich noch ärger als andere versündigt, wenn er philologischer Forschung, Methode und Technik zuliebe das vernachlässigt oder vergißt und sich dadurch zugleich der Wirksamkeit beraubt, die in dieser Mannigfaltigkeit keinem anderen gegönnt ist, der Wirksamkeit für die Erhaltung und Dauer des deutschen Wesens.

Unter der älteren Generation leben viele — darunter geistig sehr hochstehende — die Deutschlands geistige Zukunft und die klassische Bildung für untrennbar von einander halten, denen daher die Entthronung des Humanismus als das sicherste Zeichen für Deutschlands Niedergang gilt. Das sollte allen, die klassische Bildung durch nationale ersetzen wollen, der Ansporn sein, ihre besten Kräfte einzusetzen, damit das neue Ideal dem alten ebenbürtig werde — wie weit ist es doch heute noch davon entfernt! Solange die Dozenten nun, wie bisher, von der deutschen Vergangenheit und ihrer Dichtung immer nur das Äußerliche betrachten, solange die unabsehbaren

Schätze heimatlicher alter und neuer Kunst, Dichtung und Sage brachliegen für den Unterricht auf der Schule, solange ein organischer Zusammenhang zwischen allen Mittelschulen und der Hochschule nicht besteht, solange wird es auch nicht besser werden. Und wieder, wenn dies Ideal — oder dieser Traum — sich erfüllt, welcher Segen wäre das Heimatsgefühl, das stille und tiefe Selbstvertrauen, das mit ihm einzöge, gegenüber der Heimatlosigkeit, dem Rastlosen, Unsicheren, Umhergetriebenen, nie Befriedigten unserer Tage!

Die Literatur und Kultur der Gegenwart

Für diese Aufgabe muß sich nun noch eine andere Vorbedingung erfüllen. Das Studium der Literatur und Kultur der neuen Zeit und der Gegenwart muß gerade durch die Vorlesungen der Universität gehoben werden und die Einsicht sich durchsetzen, daß es dem Studium der Vergangenheit ebenbürtig, für die Lehrer eigentlich unentbehrlicher ist. Wenn diese Einsicht noch immer keinen rechten Boden finden konnte, so tragen die Verantwortung dafür die Vertreter der neueren Literatur auf den Universitäten selbst.

Die wesentlichsten Probleme für den Erforscher der Literatur bleiben doch die Erkenntnis der Bedingungen und Gesetze vom Schaffen und der Persönlichkeit des Künstlers, des Werdens und Wachsens der Konzeptionen, der Verteilung seiner menschlichen und künstlerischen Gaben, des Einflusses von Umgebung, Erziehung und Schicksal auf seine Schöpfungen und die Art seines Wirkens auf seine und die spätere Zeit. Zur Lösung dieser Probleme schenkten uns seit dem 18. Jahrhundert Selbstbekenntnisse, Lebensbeschreibungen, Memoiren und Briefe

ein fast erdrückend reiches und wunderbares Material; wäre es verwertet, wir besäßen Erkenntnisse, die den sehnsüchtigsten Neid der Erforscher vergangener Literaturen erregten und die jene Wissenschaften, man kann nicht sagen wie, geläutert und verjüngt hätten. Aber dies Material lag seit Jahrzehnten brach; die psychologische, philosophische und kulturgeschichtliche Vorbildung, ohne die es niemand erforschen kann, fehlte den Vertretern der neueren Literaturgeschichte, die heute auf der Universität meist das Wort haben.

Diese suchten ihren Arbeiten und Vorlesungen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, indem sie Methode und Technik der alten Philologie, weil diese nun einmal das anerkannte Muster war, auf die Erforschung der neueren Literatur übertrugen. Es kam also gerade umgekehrt wie es hätte kommen sollen. Das Natürliche und Naheliegende war, die Erkenntnis der Vergangenheit aus der Erkenntnis der Gegenwart zu bereichern. Man lernt ja auch heute Sitten und Bräuche der ältesten Kulturvölker durch das Studium gegenwärtiger primitiver Völker verstehen, deren religiöse und sittliche Anschauungen heute noch sind, wie die jener vor Jahrtausenden waren. Diese Forschungen brachten eine Fülle von Erkenntnissen und Ergebnissen, deren sich die Philologie kaum noch erwehrt. Ein ähnlicher Segen konnte von der Erforschung der neueren Literatur sich verbreiten. Statt dessen steckte sie sich als höchstes Ziel kritische Ausgaben mit Varianten-Apparaten, Untersuchungen über die Vorlagen und Quellen, Nachweise von Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, Abhängigkeiten, Wirkungen einzelner Motive, Verse und Worte in Dichtern. Das heißt: sie isolierte die Betrachtung der neueren Literatur, sie trennte sie gewaltsam von ihrem natürlichen Zusammenhange mit der

ganzen Kultur und Bildung und verbrauchte ihre ganze Kraft in der Erforschung der Einzelheiten. Nun können solche Einzelheiten auch eine gewisse Bedeutung haben; ihre Erkenntnis kann zur feineren Bestimmung der Individualitätswerte führen und vor der Sucht vor Verallgemeinerungen schützen; nur bleibt die Voraussetzung, daß diese Forschung erfahrene, feinfühlige und gründliche Gelehrte treiben und daß sie wieder nur als Vorarbeit gilt. Denn die Erkenntnis der Einzelheiten hat in der neueren, unübersehbar weiten Literatur von vornherein begrenzteren Wert als in der älteren und gar die Textkritik hat meist eine ganz untergeordnete Bedeutung. Gelehrte der geschilderten Art sind aber in der neueren Literatur besonders selten. Viel häufiger solche, die unbeholfen mit redseliger Breite auftreten, ohne eigentliche philologische Gaben philologisch arbeiten wollen, die durch ihre ganz mechanische Art, Ähnlichkeiten und Parallelen zu suchen, ihre Bedeutung töricht zu übertreiben und Einflüsse von Dichtung auf Dichtung festzustellen, verödend wirken. Zum Schlusse behaupten sie zwar, was sie trieben, sei nun die Wissenschaft, gefeit gegen subjektive Ästhetik; aber selbst subjektive Ästhetik ist besser als das absolute Fehlen jeder künstlerischen Nachempfindung. Die Gefahren des Subjektiven lassen sich ja auch durch langjähriges Einfühlen und sorgfältiges ausgebreitetes Studium recht verringern. Dabei vernachlässigten unsere Vertreter bis in die letzten Jahre das Erquickendste an der Philologie: die feineren Untersuchungen des Stils und eine bedächtige, besondere Schönheiten geduldig erhorchende Interpretation. Zum Ersatze rühmen sie sich aller jener Eigentümlichkeiten der Forschung, über die wir uns vorher entsetzten, daß sie von den Schriften über einen Dichter mehr sprechen als von dem

Dichter selbst, daß sie in der Masse des Unbedeutenden das Bedeutende ganz vergraben, daß sie alle Persönlichkeiten verkleinern usw. Hier hat sich einmal die Überschätzung von Methode und Einzelforschung ganz lächerlich gemacht! —

Die Folgen des ganzen Betriebes stellten sich denn auch pünktlich ein: Nichtachtung von allen Seiten. Hier blicken die alten Philologen mit unverhohlenem Abscheu auf solche Wissenschaft wie auf einen scheußlichen Wechselbalg und möchten sie am liebsten von der Universität ganz verjagen. Dort fehlt den Gebildeten jedes Verständnis für diese Art von Literaturgeschichte, während sie den Männern, die früher, von philosophischer und kulturgeschichtlicher Bildung erfüllt, Literatur schilderten, Friedrich Vischer, Hermann Hettner, Heinrich von Treitschke, Johann Georg Gervinus, Herman Grimm, willig und dankbar, verständnisvoll und bewundernd folgten — und das mit Recht.

Nur im Anschluß an sie, auf den Grundlagen, die sie geschaffen und mit der Bildung, die sie besaßen, vermehrt um die Kenntnisse, die sich Psychologie und Kulturgeschichte seitdem erwarben, kann die neuere Literatur sich wieder in die Höhe arbeiten und ihre Aufgaben lösen. Die anderen Philologen werden dann schon sehen, was sie an ihr haben. Ihre Achtung kann sie außerdem erringen, indem sie ihren philologischen Dilettantismus in wirkliche Philologie verwandelt, ihre wenigen philologischen Errungenschaften durch gründliche und feinsinnige Arbeit vergrößert.

Erzwingen sich die Vertreter der neuen Literatur auf diesem Wege die Anerkennung, so wird es auch nicht länger als unwissenschaftlich gelten, die Literatur der Gegenwart in Vorlesungen zu betrachten. Denn diese Betrachtung ist doch eine

der schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben. Sie erfordert, wenn sie ernsthaft sein will, die ausgebreitetsten und gründlichsten kulturgeschichtlichen Kenntnisse, zugleich die reichste persönliche Erfahrung. Auch ist das Studium keiner Zeit für unsere Universitäten weniger entbehrlich und keines bringt bessere Frucht. Denn die Jugend drängt es nun einmal der Gegenwart zu. Sie will und muß zuerst das Leben um sie verstehen und weil sie selten den Führer findet für ihre Sehnsucht und für alles was sie bedrängt und was sie sich noch nicht lösen kann, entfremdet sie sich den vielen Dozenten, die, wenn überhaupt, voller hergebrachter Vorurteile und mit falschen Maßstäben aus der Vergangenheit von der Gegenwart reden, diese Verständnislosigkeit aber durch den angenommenen Ton väterlicher Belehrung und Überlegenheit nur überbieten. Hier erscheint wieder ein Grund dafür, daß die Universität ihre sittliche Wirkung auf die Nation verlor und auch den Zusammenhang mit der Schule. — Spricht aber zu den Studenten ein Lehrer, der die Kultur und Dichtung vieler Zeiten kennt, von der Gegenwart mit dem ernsthaften und liebevollen Bemühen, sie zu erfassen, versucht er durch den unbefangenen Hinblick auf die ewigen Größen früherer Tage sie wirklich näher zu bringen und zu erklären, — wobei er auch einzelne Werke anpacken und bis ins letzte prüfen sollte, — so sind die Hörer auf den Knien ihres Herzens dankbar und tragen Gewinn für ihr ganzes Leben heim. Die Irrtümer sind hier freilich sichtbarer, ihre Wirkung vielleicht noch stärker als bei Erforschung der Vergangenheit, aber was wäre das für ein Dozent, den Furcht vor möglichem Irrtum von einer Vorlesung zurückhielte! Gerade bei der Gegenwart gibt ihm doch auch seine Reife und Erfahrung eine unschätz-

bare, jedes Jahr zu verstärkende Überlegenheit und dann wieder kann niemand länger jung bleiben als der, den die Jugend immer umgibt, der sie in den Fragen klärt und fördert, die sie im Innersten erregen. Dann können die Studenten auch reif werden und geläutert sein für die echte Liebe zu der Literatur früherer Jahrhunderte.

Was hier von der deutschen Literatur gesagt wurde, gilt ebenso für die französische, englische, russische und norwegische. Stehen sie doch ohnehin mit der deutschen in engem Zusammenhang, so daß kein Dozent des Deutschen sie vernachlässigen darf. Ihre Pflege ist ebenso verkehrt wie die der deutschen. Es muß doch eigentlich beschämen, daß die Vertreter des Altfranzösischen und Altenglischen, weil sie die besseren Gelehrten sind, Anerkennung und schöne Wirksamkeit finden und daß gerade die Philologen die neuere französische und englische Literatur nicht zum Ansehen bringen können. Heute erfahren die Studenten von dem Unterschied der mercischen, nordhumbrischen, kentischen, sächsischen Dialekte Gutes und Zuverlässiges, aber über Shakespeare? — Ich hörte eine Vorlesung über seine Lustspiele; es werden sie heute noch Hunderte hören. Darin erörterte der Professor zuerst die Aussprache Shakespeares Wochen hindurch. Als Belohnung für diese unerhörte Langweile teilte er uns dann den Monolog der Portia aus dem Kaufmann von Venedig in der Uraussprache mit. Es folgten ermüdende Belehrungen über die Folio- und Quartoausgaben, über Shakespeares äußeren Lebensgang und zum Schluß eine für das Examen brauchbare Inhaltsangabe der Lustspiele, die dem Kandidaten die Mühe ersparte, diese selbst zu lesen. Dies eine Beispiel stehe wieder statt der viel zu vielen. Darf man sich denn noch nach solchen Vorlesungen

über die oft trostlose Äußerlichkeit, über das oft abscheuliche Banausentum in unserem Schulunterricht wundern?

Lehrer jedoch, denen man zuerst den Sinn für die Gegenwart gab, denen man Freude an der ganzen Kunst und Dichtung weckte, die man immer antrieb, sich selbst durch eigenes Studium die Schätze dauernd zu gewinnen, die man ihnen nur einmal zeigen konnte; — diese Lehrer werden solche Stunden kaum vergessen. Das Glück, das sie darin empfanden, kann ihnen innere Jugend für das ganze Dasein geben. Viele unter ihnen werden das Verlangen spüren, ihren Schülern auch etwas von der Lust und Liebe mitzuteilen, die sie einmal selbst genossen, ihre Individualität zu pflegen und sie zur Selbständigkeit anzuleiten. Vielleicht erlebt man dann noch die Zeiten, in denen sich der Stand der Lehrer wieder der gesellschaftlichen Achtung erfreut, die ihm gebührt. Sollte doch der Lehrerberuf, der so viele echte Herzensbildung verlangt, gerade den Adel anlocken.

Was hier gesagt wurde, braucht keinen durch besondere Neuheit zu überraschen. Überblickt man aber meine Vorschläge, so erscheint eine ihrer nationalen Aufgaben stolz und ernsthaft bewußte, mit der Schule eng verbundene, der ganzen Gegenwart verständnisvoll zugewandte Universität, die von ihrer Fachwissenschaft nur das Überflüssige preisgibt und zugleich in den modernen, viel verwickelteren Verhältnissen eine Wirksamkeit entfaltet, wie sie die frühere Universität entfaltet hat: vielleicht weniger sichtbar und stiller, dafür mannigfacher und reicher gegliedert.

Ich sehe nun doch diesen Einwand gegen meine Vorschläge voraus: sie möchten gut gemeint sein, ihr Erfolg wäre aber ein wesentlich anderer und schlimmerer, als wie ich ihn mir erträumte: nämlich die Verdrängung der Gelehrten von der Universität und damit eine weitere Einschränkung der Wissenschaften, die ohnehin um ihr Dasein schwer genug zu kämpfen hätten. — Ich leugne solche Folgen: die Herren, die bei der neuen Ordnung der Dinge das größte Leid davon trügen und von den Lehrstühlen teilweis verschwänden, wären die gelehrten Handwerker, von denen es heute ohnehin zu viele an den Universitäten gibt. Und wenn sich auf den Hochschulen dann Gelehrte und Lehrer das Gleichgewicht halten, wäre der Zustand erreicht, der sein sollte; die Universität sollte doch beiden gehören, nicht einem oder dem anderen. Außerdem drängt man heute viele in den Lehrerberuf, die nur zu Gelehrten taugen; denn für die reine Gelehrsamkeit — und das ist der Sitz des Übels — gibt es in Deutschland viel zu wenig Stellen. Universität und Schule geben dem Gelehrten oft die einzige Möglichkeit zu leben; so sucht er dort Unterkunft, betrachtet Unterricht und Vorlesungen als lästige Verpflichtung, die er widerwillig, weil er dafür bezahlt wird und demnach auch die Schüler abschreckend erfüllt.

Die einzige längst geforderte und ziemlich leicht zu erreichende Hilfe wäre eine große Vermehrung der Stellen für rein gelehrte Aufgaben, damit die Gelehrten diese besetzen und ihnen ihre ganze Kraft widmen können. Dann hätte man beides: Gelehrte für die Universität und Gelehrte nur für die Wissenschaft und die Universitäten müßten den lebendigen

Zusammenhang zwischen reiner und angewandter Wissenschaft erhalten. Bisher gab es eigentlich nur bei den Naturwissenschaften, bei der klassischen Philologie und bei der Geschichte Institute und große Stiftungen für wissenschaftliche Aufgaben. Aber wie unabsehbar viel Arbeit ist außerhalb dieser Wissenschaften noch zu bewältigen! Ich sagte vorher, wie viel Kraft die Bibliographien den Gelehrten entziehen und wie sehr man sie überschätzt. Außerdem sind diese Bibliographien oft Kraftvergeudung, sie übersehen das Wichtigste, werden unbeholfen unter viel Zeitverlust hergestellt, die Arbeit für sie wird auch fünf- und sechsfach geleistet, da viele Wissenschaften sich sehr eng berühren und jede alljährlich ihre eigene Bibliographie haben will. Warum schafft man nun nicht eine große jährlich erscheinende Bibliographie aller philologisch-historischen Fächer, von den Akademien überwacht, unter einheitlicher Leitung? Wie würde sie dem Gelehrten die Arbeit erleichtern und ihm Zeit für seine besseren Pläne schaffen! — Warum führt man denn, ich habe das schon oft gefragt, wie die klassischen Philologen durch Griechenland nicht auch unter kundiger Leitung die Lehrer des Deutschen in die deutschen Städte, in die Museen, die deutsche Kunst und Altertümer bergen, zu den deutschen Kirchen und Burgen? Warum bringt man sie nicht dadurch mit deutscher Vergangenheit und Kultur in lebendigen Zusammenhang? — Archäologische deutsche Institute gibt es in Rom und Athen. Ein ähnliches Institut mit dem Sitze in Bombay oder Kalkutta würde für die indische Philologie von unendlichem Segen sein, die von ihren Vertretern kaum noch mögliche Opfer verlangt und die doch aus Mangel an Mitteln blutenden Herzens auf viele ihrer bedeutenden Aufgaben verzichten muß. Und in Indien lebte

Buddha und der Buddhismus unterwarf sich die Religionen und Kulturen der asiatischen Welt, die Literatur von Indien selbst erstreckt sich über Jahrtausende! Sie hat die Literaturen des Abendlandes und Morgenlandes in manchem Jahrhundert befruchtet und indische Philosophie war oft die Erquickung unserer erlesensten Geister. So könnte man noch manches wünschen. — Eine andere Forderung liegt viel näher. Warum bleibt denn Deutschland in der wissenschaftlichen Erforschung seiner Kolonien so beschämend weit hinter Frankreich, England und Amerika zurück? Warum besteht in Tsingtau kein gelehrtes Institut zur Erforschung ostasiatischer Kultur? Warum überlassen wir in unseren afrikanischen Kolonien die Behandlung der Eingebornen den Beamten hier, den Missionaren dort und schickten nicht längst Ethnographen und Gelehrte hin, die ohne religiöse Vorurteile und Bekehrungsabsichten Sitten, Glauben und Sprache dieser Stämme erforschen und so ein Material zusammenbringen, das eine wirkliche Grundlage für die Rechtsprechung und die Behandlung der Eingeborenen werden könnte? Es ist, schwerlich mit Unrecht, gesagt worden, solche Forschungen hätten Deutschland viel Blut und Opfer erspart! — Die wenigen Kosten, die solche Institute fordern — wie bescheiden sind doch unsere Gelehrten und wie glücklich würde gerade der junge Nachwuchs, wenn man ihn vor solche Aufgaben stellte! — sie kämen ernsthaft gar nicht in Betracht im Vergleich mit der Einsicht und dem Verständnis für die Kolonien, das sie schaffen müßten.

Die private Freigebigkeit der Reichen, die in Deutschland sich nun auch regen will und die Regierung müßten diese Organisationen schaffen, die wissenschaftlichen Akademien und verwandte gelehrte Körperschaften sie verwalten, die Universität

ihnen die Gelehrten ausbilden. Es ergäbe sich dann eine Wissenschaft, die die Einzelerkenntnisse und die Arbeiten des Spezialforschers unterstützt und sie außerdem der großen Wissenschaft unterordnet, weil sie von einheitlichen Gesichtspunkten ausgeht und den umfassendsten Zielen zustrebt. Während heute die Gelehrten, die Universales erstreben, von den Spezialisten meist in den Hintergrund geschoben sind, hätte die umfassende Wissenschaft der Zukunft, die wir uns ausmalen, eine doppelte Vertretung, durch die einzelnen Dozenten der Universität und durch die großen gelehrten Organisationen, die einheitlich wie Persönlichkeiten wirken. Statt der vielen Gelehrten, von denen auch der kleinste Selbstherrscher sein möchte, deren Arbeiten heute die Wissenschaften zersplittern und die sich gegenseitig befehden und verdrängen, erschiene ein wohlgeordnetes wissenschaftliches Staatswesen, mit einem großen Stab von Beamten und die Universitäten, von diesen Untergebenen befreit, mancher allzu kleinen Wissenschaft ledig und auch von dem Durcheinander ihrer Interessen erlöst, dürften mit ganzem Nachdruck ihrer Freiheit und den Aufgaben leben, die nur Persönlichkeiten bewältigen können.

Religiöses

Das Ideal der Wissenschaft scheint heute eine Erfassung der ganzen Welt von den ersten Anfängen aller Kultur bis zur Gegenwart, die kein Volk von ihrer Betrachtung ausschließt und das Werden und Wachsen menschlichen Denkens und menschlichen Fühlens von seinen ersten unbeholfenen Regungen an bis zu seinen Vollendungen verfolgt. Ihr erscheint im Allerheiligsten der Kultur neben den

Griechen eine erlesenste Reihe von Männern vieler Zeiten, der verschiedensten Herkunft und ein Streben war diesen Männern allen gemeinsam: die Erkenntnis des Göttlichen im Menschen. —

Zu der Höhe eines ähnlichen Ideals blickt wohl auch die Theologie. Wer nun als Außenstehender das theologische Leben auf den Universitäten betrachtet, den erfüllt aufrichtigstes Bewundern vor der glänzenden Begabung und dem tiefen wissenschaftlichen Ernst der evangelischen Theologen. Auch erscheint ihm als ihr gesegnetes Gnadengeschenk, daß sie bei den unendlich mühseligen und langwierigen Forschungen nach dem Echten in unseren Evangelien, Forschungen, die wohl schon manchen der Mutlosigkeit und der Verzweiflung nahebrachten, schließlich den Heiland selbst fanden, seine Worte und sein Wesen, echter und schlichter, tiefer und frommer, überzeugender und wahrer, als es je die religiöse Intuition geahnt. Wie von selbst scheinen sich die Aussprüche dieses Christus nun aus allem Beiwerk der Philosophie und aller Wundersucht herauszuheben, mit dem ihn spätere Generationen umgaben. Freilich sein Bild ist zu vollkommen, als daß viele die Lauterkeit haben könnten, es anbetend zu verehren, zugleich uns sehr nahe und sehr menschlich. Dieser Christus prangt nicht in himmlischen Herrlichkeiten, auch der Strahlenkranz, den die Legende und der Wunderglaube von Jahrhunderten um ihn woben, ist verschwunden. Er geht auf ebener Erde. Auch der lebendige Zusammenhang mit allem Ewigen und Unendlichen scheint ihm genommen. Er ist wie losgelöst von aller späteren religiösen Entwicklung, am Anfang aller der Ereignisse, die durch Jahrtausende die Menschheit im Innersten bewegten und eine neue Welt nach der anderen zerstörten und erbauten, am Anfang

steht ein unscheinbarer Mensch, der allem was in seinem Namen geschah, wehmütig lächelnd zusieht, als läge es weit von ihm, tief unter ihm. Christus und Christentum scheinen entfremdet und diesen Christus hat kein schöpferisches: Werde ins Leben gerufen, die Wissenschaft löste ihn mit unendlichem Scharfsinn und unendlicher Behutsamkeit aus der Verbindung der Elemente heraus, in die ihn Überlieferung und Geschichte hineingebannt hatten.

Hier liegt wohl die Ursache, daß die weiten Kreise des Volkes den Ergebnissen der wissenschaftlichen Theologie fremd gegenüberstehen. Dieser Mangel gibt auch den Orthodoxen ihre Kraft. Sie weisen höhnisch auf den blutleeren, vom Christentum fortgerissenen Christus, dem alles fehle, was das Volk als Religion bedürfe und den ihnen die Gelehrten oder wie sie auch sagen die Rationalisten oder die Ungläubigen aufdrängen wollen. Und weil es ihnen so leicht wird, die Schwächen ihrer Feinde zu zeigen, nehmen sie selbst, die starr und unverständig am Überlieferten festhalten, weil es überliefert ist, eher zu als ab. So scheint der Erfolg der wissenschaftlichen Theologie gerade dem entgegengesetzt, den man erwartet. — Noch ein anderes unterstützt die Orthodoxen. Die Gelehrten bleiben immer noch in den Gebäuden, die sie selbst zerstörten. Sie beugen sich noch vielen religiösen Überlieferungen und Gebräuchen, deren Ungöttlichkeit und Nichtigkeit sie längst aufdeckten, vielleicht aus religiöser Scheu, weil sie nicht antasten mögen, was vielen heilig ist und Jahrtausenden heilig war. Aber welches die Motive auch seien: es ist zu leicht, sie als Mangel an Mut und schlechtes Gewissen auszurufen, als daß es nicht von allen Übelwollenden immer von neuem geschehen müßte.

Die Lösung aus diesen kaum zu entwirrenden Konflikten wäre wohl die, daß man Christentum und Christus wieder in innige Verbindung brächte, seinen tiefen Zusammenhang mit der Sehnsucht nach Wunderkräftigem hier, mit der Philosophie dort wiederherstellte. Nicht allein das Echte und Ursprüngliche ist zu erforschen und von späteren Zutaten zu trennen, viel weiter führt die Aufgabe, die Gewalten und Schöpfungen zu erkennen, die im Laufe der Jahrtausende — gleichviel, wann und wo erfunden — als Religion auf die Menschen veredelnd und beseligend wirkten. Solche Forderung spricht sich leicht aus und wohl nur der Nichttheologe darf den Mut haben, sie auszusprechen. Aber wenn sie jemals sich verwirklichen sollte, so bedarf es noch der Forschung von vielen Generationen und im Vergleich mit diesen Forschungen wird die Wissenschaft, die uns den wahren Christus wiedergab, recht einfach erscheinen. Denn die Religion hat so unendlich viele Abstufungen wie es Menschen und Zeiten gibt. Sie erscheint in immer neuer Verkleidung. Sie hat immer neue Verheißungen und Verlockungen in sich füllen, tausendfältige Verbindungen mit dem Geist der Völker, die sie bekehren wollte, eingehen müssen, um die Herzen der Menschen zu gewinnen. Sie will in das Sein der Ärmsten eine Ahnung vom Trost und der Macht des Himmels bringen und unterscheidet sich dann nicht sehr von der unbeholfenen Verehrung unbekannter überirdischer Gewalten, wie sie auch primitive Völker kennen. Und sie will auch den Weltabgewandten, nur dem Ewigen Lebenden in neue Tiefen führen und so der erlesensten Philosophie ebenbürtig sein. Es ist oft fast unmöglich, zu scheiden, wann die Religion sich den Zeiten unterwarf und durch Irdisches entstellte, wann die Zeiten emporhob, wann sie das Leben verfinsterte

und wann verklärte, wann sie Aberglauben und wann Glauben verlangte. Aber das Suchen nach dem Wesenhaften darf trotz aller furchtbaren Enttäuschungen, die es noch verheißt, nicht aufhören. Die Geschichte der christlichen Religion gibt doch auch Hilfen, sie erstreckt sich doch über lange Zeiten und aus dem, was sich Jahrhunderte bewährte, wird immer ein Kern echter Religion herauszuschälen sein. Wenn die Religion den Segen, den nur sie geben kann und von dem sie heute allzuviel einbüßte, auch in Zukunft verbreiten will, sie kann nur bleiben, wenn sie aus allen ihren Wandlungen und Schicksalen das Edelste heraussucht und sich am Edelsten verjüngt. Freilich wird diese Arbeit nur zum Ziele führen, wenn unbefangene Gelehrte helfen die rechten Wege zu finden und die Theologen unserer Hochschulen sind vor allen anderen dazu berufen.

In Deutschland wäre zu betrachten, wie sich Christentum und Deutschtum verbinden und zu dieser Betrachtung scheinen neben den Germanisten vor anderen die katholischen Theologen berufen.

Bei uns lebt eigentlich seit einem Jahrtausend und länger ein doppelter Katholizismus, ein romanischer und ein germanischer. Das Aufeinander- und Gegeneinanderwirken dieser beiden Strömungen ist die Geschichte des Mittelalters. Der germanische bringt Bekehrung und Kultur, er versöhnt sich mit den alten heidnischen Gebräuchen und Sagen, überträgt die Macht der alten Götter auf Christus und die Heiligen, ihre Feindseligkeit auf die Teufel, sieht dem Leben mit verstehender Güte zu, vergoldet das alltägliche Sein auch des Ärmsten, verehrt das göttliche Walten in jedem Halm und jeder Blume und bestaunt und erquickt sich an der Seltsamkeit und Klugheit der Tiere. Er versenkt sich hingebend in die Tiefen der

Wissenschaft, auch der heidnischen, wenn er große Geister darin erkennt. Die Frömmigkeit jedes Einzelnen ist sein Ziel, eine Frömmigkeit, die jeder Mensch in sich ganz aufnehmen kann, die ihm aus dem Leben das eigentliche Leben schafft. Seine Duldsamkeit gegen den Sünder ist grenzenlos — er verzeiht, versteht so gern, aber er bleibt trotzig und unbeugsam gegen alle, die über ihn herrschen wollen und sei es auch der Papst. Dieser germanische Katholizismus lebte in unseren besten Klöstern, von deren Kultur Deutschland noch heute zehrt. Wir verdanken ihm das Feierlichste in unserem Kirchengesang, die rührendsten und kindlichsten unserer Legenden, das mittelalterliche Drama, dessen verkümmerte und verstümmelte Reste noch heute den Empfänglichen in Oberammergau erschüttern, an der mittelalterlichen Kunst alles, was uns heute noch lockt und überwältigt, dazu noch die tiefste Philosophie und Mystik. Auf dem Boden dieses Katholizismus ist eigentlich auch die Reformation gewachsen.

Der romanische Katholizismus will Herrschaft. Der Einzelne soll sich unterwerfen, seiner Individualität sich entäußern und alles vernichten, was der Unterwerfung widerstrebt. Bildung, Wissenschaft, Kunst: das alles behält nur Wert, insofern es der Kirche, wenn auch noch so äußerlich, dient; ihren Ruhm erhöht. Jede Duldsamkeit ist diesem Katholizismus fremd. Die Natur und die Welt der Sinne sind dem Kleriker eine Welt des Verbotenen, die Heiligen ersticken die sinnlichen Regungen durch Askese, für die anderen umgeben sie sich mit der ganzen betörenden Gewalt und dem unwiderstehlichen Zauber, der immer vom Verbotenen ausging, sie überhöhen sich in ihrer Weltlichkeit. — Tannhäuser, der deutsche Tannhäuser, sehnt sich aus den Armen der Venus und der süßesten Sünde nach der himmlischen Reinheit der

Jungfrau Maria; er büßt und bereut und der Papst verdammt, aber Gott spricht ihn frei. Tristan und Isolde trinken den verzehrenden Zaubertrank der Liebe und alles, woran sie sich früher aufgerichtet, scheint ihnen wesenlos und nichtig. Sie kümmert es nicht, daß ihr Leben ein Leben des Verrats und der Untreue wird, daß sie Ehre und Rittertum besudeln, sie müssen die unnennbaren und unerschöpflichen Seligkeiten dieses Tranks genießen, bis sie daran sterben. Der Dichter, dem diese Liebe so sündig und so süß zugleich erschien, der sie zuerst mit der inbrünstigsten Glut besang, war ein Geistlicher und ein Romane. In Tristan und Isolde lebte damals nicht die ganze Sehnsucht nach Nacht und Tod und Unendlichkeit, die Richard Wagner hineingesungen hat.

Die finsterste Askese und zugleich die üppigste Kunst und blendendste Weltlichkeit sind die Früchte des romanischen Katholizismus, der die Heiligen in Feinde dieser Welt verwandelt und den Glanz der Kirche durch den Glanz der Welt steigert. Er entfaltete zuerst seine ganze Größe, als er das Abendland an das Grab des Erlösers und in die Lockung und das Elend der Kreuzzüge trieb. Seine Organisation und die Gliederung seiner Hierarchie sind unerreicht und er verlangt von dem Laien nicht viel, äußere Werke der Frömmigkeit und Gehorsam. Sein Glanz und seine Macht sind heute so betörend und sinnenfällig wie je. Er hat das ganze Mittelalter hindurch unseren germanischen Katholizismus bekämpft und weil dieser nicht organisiert war und nicht zusammenhielt, weil er in sich gekehrt war und wenig glänzte, sich mit der Wirklichkeit allzu freundlich einließ, aus tiefstem Bedürfnis des Herzens heilig sein wollte und vom Einzelnen zu hohes verlangte, mußte er unterliegen. Freilich: er wurde nicht zerstört; vielleicht verdankt der roma-

nische Katholizismus nur ihm, daß er heute noch seine alte Macht besitzt; denn in seiner Feindlichkeit gegen jeden Fortschritt und alles Selbständige wäre er im 16. Jahrhundert, als er der Frömmigkeit recht entwöhnt nur im Streben nach weltbeherrschender Macht lebte, ganz überwunden, hätte er sich nicht durch den Kampf gegen die Reformation verjüngt. Seitdem haben die besten Kirchenfürsten, die klügsten und kühnsten Orden ihre ganze Menschenkenntnis, ihr ganzes Wissen, ihre ganze Energie in den Dienst dieses Katholizismus gestellt, seit Jahrhunderten — seine äußere Macht wurde wohl geringer, seine innere vielleicht nur unüberwindlicher.

Der germanische Katholizismus besteht auch noch heute. Manche Zierde der deutschen katholischen Geistlichkeit, manche Zierde der deutschen katholischen Gelehrtenwelt gehört, bewußt oder unbewußt, zu ihm, Gelehrte und Geistliche, die wohl am schmerzlichsten unter jenem Romanentum und Ultramontanismus leiden. Ihren stärksten Rückhalt sollten sie nun an den katholischen theologischen Fakultäten der Universitäten finden. Deren natürliche Aufgabe wäre, den deutschen Katholizismus zu stärken und gleichmäßig die Liebe zu Deutschland und die Religiosität in die Herzen ihrer Studenten zu pflanzen, damit sie auch jenem Nationalbewußtsein gewonnen werden, das wir vorher als das Ziel unserer Erziehung bezeichneten. Sie müßten den Studenten zeigen, daß nur der Glaube sittlichen Wert hat, den man sich selbst erkämpft und der meist durch die bittersten Zweifel hindurchgeht und Einsicht in Philosophie und Wissenschaft und tiefe Kenntnis des Lebens verlangt. Auch der katholische Glaube sei nichts Unveränderliches, er habe sich seit dem Mittelalter vielfach geändert und werde sich noch weiter ändern, kein Papst und

keine Kirche könne das hindern, die Zeit schreite über alle hinweg; unsere Aufgabe sei darum viel weniger, einen unverstandenen Glauben zu schützen als einen schutzbedürftigen zu verstehen. Diese Fakultäten würden die Studenten zu unbefangener Erforschung des gesamten Mittelalters gewaltsam antreiben, sie würden das Überlebte in ihrer Disziplin mit Stumpf und Stiel ausrotten. In Wirklichkeit bewegen sich die katholischen Fakultäten eher nach der entgegengesetzten Richtung. Was von germanischem Geist in ihnen lebt und es ist nicht gar so wenig, bleibt zur Ohnmacht verurteilt und muß sich verhüllen und verstecken. Wie sie sind, erweitern die Fakultäten nicht den Blick und Geist des katholischen Theologen, sondern sie können nicht anders als ihn verengen und einschnüren. Sie schreiben ihm vor, was er hören darf und was nicht, sie halten ihn von den Studien in anderen Fakultäten meist zurück, schildern ihm den Zweifel als die höchste Sünde, suchen seine Gläubigkeit ängstlich vor allen Gefahren zu beschützen und in keiner Fakultät ist Überlebtes und Mittelalterliches noch so mächtig wie in dieser. Dort streitet man sich noch immer über die Schicksale der ungetauften Kinderseelen im Himmel, über die Rangordnung der Engel und ähnliche für die Gegenwart so überaus bedeutungsvolle Fragen. Was unsere Regierung hofft und wohl schon teilweise erreicht glaubt, die Umwandlung der Katholiken in deutsche Katholiken, das scheint der Verwirklichung eher weiter abgerückt als näher gekommen.

Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften

Das Wenige, was ich über andere Fakultäten sagen darf, soll zuerst ein Hinweis sein, daß über das juristische Studium ganz ähnliche Klagen laut werden wie über das philosophische. Das ganze Studium habe sich veräußerlicht, der Hörer solle sich Kenntnisse auf Kenntnisse aneignen, das geltende und ausgeübte Recht werde vor das Recht überhaupt gestellt, als Ziel und Gipfel des Studiums erscheine das Examen und auf dessen praktische Anforderungen sei der Unterricht zugeschnitten. Er überanstrenge und überlaste das Gedächtnis und unterdrücke die selbständige Urteilskraft, die er doch entwickeln solle und zöge Beamte groß, die nach hergebrachtem Schema und nicht nach eigenem Denken urteilten. Die einen Dozenten pflegten die Praxis auf Kosten der Theorie und der Wissenschaft, die anderen, gerade die hervorragenden Gelehrten, deren sich die Universität rühmen dürfe, hätten umgekehrt die Fühlung mit den Anforderungen der Praxis verloren, seien außerdem nur ausgezeichnete Spezialisten, thronten in der imposanten Fülle ihrer Einzelforschungen als zufriedene Herrscher, zeigten ihren Hörern dagegen nichts von den tiefen, menschlichen und philosophischen Grundlagen, auf denen das Recht beruht. Männer, wie es etwa Windscheid und Ihering waren, fehlten unseren Universitäten ganz. Mit allen diesen Klagen stimmt überein, daß, wie anfangs dieser Betrachtungen bemerkt, die Zahl der Urteile, in denen die Rechtsprechung und Entscheidung befremdet oder empört, in den letzten Jahren immer zunahm. Diese Urteile mögen im engeren juristischen Sinne sehr wohl zu begreifen, zu verteidigen, ja zu bewundern sein, sie verletzen das allgemeine menschliche

und sittliche Empfinden, weil sie eben von Männern ausgehen, die korrekte oder vortreffliche Beamte, Richter, Juristen sein mögen, aber keine Menschen blieben.

Wenn nun ihre Krankheiten so ähnlich sind, wird die Heilung bei den Juristen aus denselben Quellen fließen wie bei den Philosophen; daß etwa das Studium wieder um seiner selbst willen getrieben wird und das Examen sich dem Studium unterordnet, daß neben die Spezialisten und die Gelehrten wieder die Männer treten, die, von philosophischem Geist erfüllt, das Recht lehren können.

Bei dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften und bei der Technik wird in Zukunft ebenso wie heute die Ausbildung für das Fach die einzig mögliche sein, ja sie wird sich eher verengern als erweitern, weil ein Überblick über die vielfältige Unendlichkeit dieser Gebiete immer schwerer sich ermöglicht und man sich früh beschränken muß. Der Mediziner nun findet für die allgemeine Ausbildung, die er in seinen Studienjahren versäumen mußte, in seinem späteren Leben durch seinen Beruf einen Ersatz, der wohl meist reicher und besser ist als alles, was ihm die Universität geben konnte. Der Naturforscher und Techniker findet diesen Ersatz meist nicht. Ich wiederhole nun hier, was ich schon am Eingang sagte: diese Art von Ausbildung ist notwendig und unentbehrlich; die Technik und die Naturwissenschaften trugen den Ruhm Deutschlands durch die Welt. Es verdankt ihnen sehr viel von seiner ganzen Stellung und sie gaben ihm auch neues Selbstvertrauen und neue sittliche Stärkung. Aber ihre Ausbildung darf niemals als die vorbildliche anerkannt und die gesamte Ausbildung der Jugend nach ihrem Muster eingerichtet werden.

Denn die Naturwissenschaften und die ihr entsprungene Technik sind niemals allein und für sich imstande, die philosophischen und allgemein menschlichen Werte zu schaffen, die die Erziehung und Weltanschauung bestimmen, an denen sich das ganze geistige Leben und die geistige Macht Deutschlands aufrichten können. Sie führen zum Schluß doch nur zum Materialismus, zu Überschätzung aller diesseitigen Werte, alles Nützlichen und Praktischen, zum gesinnungslosen Streben nach Gewinn und Geld, nach Ansehen und Einfluß und damit zur grenzenlosen Verarmung des Lebens. Wenn aber umgekehrt die Kulturwissenschaften allein herrschen, das zeigt zuletzt der Einfluß Hegels und seiner Schule, führt die Entwicklung ebenso ins Unfruchtbare. Die Philosophie, die sich nur auf diesen Wissenschaften erhebt, mißachtet bald die Majestät der Tatsachen, deutet sie gewaltsam um, bis sie sich ihrer vorgefaßten Meinung fügen, verliert sich in Theorien und blutleeren Doktrinen und will ihrem Kultus von Prinzipien das ganze Leben, das öffentliche und das des einzelnen unterwerfen, damit ihr Denken bevormunden und einen Zwang ausüben, den niemand ertragen kann; im Vergleich mit ihm erscheint der religiöse Zwang fast als Befreiung. Als Folge kommt dann wieder eine gewaltsame Reaktion, der zuerst ein Gefühl der Erleichterung folgt, dann aber eine Feindschaft gegen jede Philosophie, die auf die Dauer erst recht gefährlich wird.

Zu der Weltanschauung der Zukunft müssen also Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften beide in gleicher Weise beitragen. Dabei gebührt freilich den Kulturwissenschaften die Führung. Auf dies Ergebnis weisen viele Erscheinungen der letzten Gegenwart zwingend und unverkennbar hin. Gerade die Naturwissenschaften leiden mehr als andere unter der

drückenden Fülle ihrer Einzelforschungen. Sie fühlen, wie winzig oft ihre Resultate sind im Vergleich mit ihrer unendlichen Wissenschaft, sie sehen auf manchen Gebieten auch das Ende, daß sie nichts mehr von Bedeutung finden werden und sie ersehnen wieder die Vereinigung mit der großen Natur, den ewigen Gesetzen des Werdens und Vergehens und den Mächten, die die Erscheinungen beherrschen. Eine ähnliche Sehnsucht nach dem Grunde aller Dinge beseelt die Kulturwissenschaften. Getrennt können beide Wissenschaften nicht länger gehen und sie streben von beiden Seiten jede nach der Basis, die ihnen gemeinsam ist.

Die Ergebnisse der Einzelforschung abzuleugnen, ihren Wert abzustreiten und damit dem wissenschaftlichen Bemühen der letzten Generationen, das unsere Erkenntnisse um Jahrhunderte weiter brachte, das Todesurteil zu sprechen, wäre vollendete Torheit. Die Spezialisten müssen und werden nach ihrer Art und Begabung weiterforschen, aber sie dürfen, ich wiederhole das, nicht länger herrschen. Über ihnen müssen die Gelehrten walten, die das Einzelne überblicken und in seinem Wert verstehen, zugleich aber die Gesetze, die dies einzelne zusammenhalten und die Kräfte, die unser ganzes Leben bestimmen, zu ergründen trachten. Die ersten dieser Männer müssen naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Bildung besitzen. Sie würden damit zu der Höhe jener Philosophen hinaufstreben, denen das Deutschland der letzten Jahrhunderte die neuen Grundlagen und die neue Richtung seines ganzen Denkens verdankt, Philosophen etwa wie Leibniz und Kant. Auch Goethe hat in beiden Wissenschaften gelebt. Er sah wohl auch die Entwicklung voraus, die sich nun vorbereiten will. Die Worte und Verse seiner letzten Jahrzehnte sind bis heute

kaum beachtet, geschweige daß man ihre Tiefe und prophetische Kraft ahnte. Der alte Goethe fühlte die welterregende Bedeutung, die den Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert beschieden war und er hat auch in seinen orphischen Versen, in den letzten Gesprächen und Werken die Weltanschauung des 20. Jahrhunderts vorausgesagt: daß sie durch die Naturwissenschaften hindurch und dann über sie hinaus müsse.

Universität und Presse

Die Kulturwissenschaften hatten noch nie so viele mächtige Gegner wie in den letzten Jahrzehnten. Naturwissenschaft, Technik und dazu noch, wovon wir hier nicht sprechen konnten, Politik und Handel, alles hat sie beiseite gedrängt und in Schatten gestellt. Statt daß sie nun aber ihre Kräfte zusammenhielten, ihren ganzen Einfluß auf Universität und Schule zur Geltung brachten und den Gegnern geschlossen gegenübertraten, bemühten sie sich umgekehrt, ihre Kraft fortdauernd zu zersplittern und erleichterten dadurch den Gegnern ihr gewaltsames Vordringen.

Ich habe nun gezeigt, wieviel von dem Verlorenen wieder einzubringen ist, wenn die Universität unsere Bildung wirklich auf nationale Grundlagen stellt, der klassischen Philologie ihren menschlichen Gehalt wiedergibt, Methode und Technik auf ihre Bedeutung als Hilfsarbeiten beschränkt, von Kultur- und Naturwissenschaften die gemeinsamen Grundlagen sucht, in der Religion nach den tragenden Wahrheiten forscht und der ganzen Gegenwart ein weites und eindringendes Verständnis zuwendet: das meiste davon kann im engen Bündnis mit den Schulen geschehen. Will aber diese wunderbare

Wirksamkeit einen dauernden, echten und immer neuen Erfolg sich sichern, so muß die Hochschule auch über die Macht Herr werden, die heute am weitesten reicht, die Presse.

Früher war das Verhältnis von Universität und Presse freundschaftliche Wechselwirkung und beide Mächte befanden sich dabei wohl. Die Professoren besaßen die Möglichkeit, der Gegenwart ihre Wünsche und Betrachtungen mitzuteilen, und die Presse gewann gehaltvolle Artikel. Es sollte und könnte auch heute noch ebenso sein. Wenn ich aber an das Verhältnis der beide Mächte denke, wie es heute ist, so fällt mir immer das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ein. Den armen Kranken, der wimmernd am Boden liegt, vergleiche ich mit der Presse und die Wanderer, die ohne Mitleid vorübergehen, mit den Professoren. Nur unterscheiden diese sich von jenen gefühllosen Menschen noch dadurch zu ihrem Nachteil, daß sie dem armen Hilfsbedürftigen noch einige Fußtritte versetzen, seine Erbärmlichkeit verhöhnen und die eigene Vortrefflichkeit anpreisen.

Die Entwicklung der Presse in den letzten Jahrzehnten ist der der Universitäten in manchem vergleichbar. Die Wirksamkeit jener bedeckt freilich noch ganz andere unendliche Breiten; sie ist dadurch auch viel eindringlicher, daß sie sich jede Woche zwölfmal wiederholt. Politik, Recht und Volkswirtschaft, Handel und Industrie, Technik und Wissenschaft, Literatur und Kunst, Sport und Klatsch, über alle neuen Ereignisse darin, berichten zweimal oder einmal täglich unsere Zeitungen. Man hat die Presse den Ozean genannt, in den alle Ströme der Kultur münden. Man hat sie auch anzuerkennen als ein Asyl für alle, die ihre Schmerzen und Wünsche und was sie sonst bedrückt, überall anders nicht aussprechen dürfen, in der

Presse aber sich von Herzen schreiben können. Dann muß jeder zugeben, daß die Artikel unserer führenden Blätter meist gut und unterhaltend sich lesen, wie denn überhaupt die Fähigkeit, auch über schwierige Fragen klar zu schreiben, unterrichtend, ohne daß man den Lehrer merkt, sich in Deutschland überraschend steigerte. Es gibt heute Männer, die sogar die schwierigen Probleme etwa der Naturwissenschaft ganz Ahnungslosen so darstellen können, daß diese erfassen, worum es sich handelt. Ebenso wird man gern die Organisation des Nachrichtendienstes in der Presse, der die ganze Welt umspannt, rückhaltlos bewundern, wie schnell und zuverlässig arbeitet doch dieser verwickelte Dienst alles in allem! Dies Loblied ließe sich, wenn es im Zwecke dieser Betrachtungen gelegen wäre, noch viel länger fortsingen. — Es behaupten auch heute noch einige, die Presse sei die Unterkunft für solche, die es in anderen ordentlichen Berufen zu nichts gebracht. Das mag für sehr entlegene Provinzblätter und eine einflußlose Revolverpresse zutreffen, im allgemeinen verlangt man heute von einem Redakteur eine Ausdauer und Spannkraft, einen Fleiß und ein Geschick, die den Anforderungen jedes anderen Berufes durchaus ebenbürtig sind, wenn nicht sie übertreffen.

Unsere gelesensten Blätter zeigen gewiß in vielen einzelnen Fällen ihren Lesern ganz neue Gebiete, wissen ihr ernstes Interesse zu wecken, berichtigen ihr Urteil und erweitern ihren Gesichtskreis. Aber nicht diesem schönen Wirken verdanken sie ihre Verbreitung, sondern ihrer Fähigkeit, die Wünsche und Instinkte des Publikums geschickt zu erraten und zu befriedigen. Im Grunde also sind sie von diesen Wünschen und Instinkten abhängig und da es keinen Despoten gibt, der gesinnungsloser, grausamer, wankelmütiger und schwerer zu ersättigen ist als

die Masse, so leben sie eigentlich in der unwürdigsten aller Sklavereien. Manche Redakteure empfinden so etwas vielleicht selbst, die besseren unter ihnen mit Ingrimm. Aber sie dürfen es nicht sagen. Diese modernste Sklaverei — und das erscheint mir nicht ohne Komik — verdankt Europa übrigens dem Land der Freiheit, Amerika. Von hier aus hat sich der moderne Journalismus verbreitet. Wenn nicht das Publikum, so sind Kapital oder Partei die Herren der Presse, dann wird die Sklaverei noch fühlbarer, denn Ansichten der Parteigrößen und Geldgeber darf der Redakteur noch weniger widersprechen als denen des Publikums. Weil nun das Publikum rasche Nachrichten will, weil es die Aufregung liebt und ihm nichts unentbehrlicher bleibt als die Abwechslung, so richtet sich die Presse darauf ein und strengt ihren ganzen Erfindungsgeist an, um der vielköpfigen Majestät zu gefallen. Um Abonnenten zu gewinnen, werden nicht nur Scharen von Reportern in die Kriege und zu allen „aktuellen“ Ereignissen gesandt, es berichten eigens geschickte Privatkorrespondenten über Nichtigkeiten und Wichtigkeiten aus allen Ländern, für die sich die Welt gerade interessiert oder in denen gerade ein Monarch sich aufhält. Manchmal werden auch ganze Expeditionen ins dunkelste Afrika oder an den Nordpol ausgerüstet und tapfere Männer setzen sich Monate lang Strapazen und Lebensgefahren aus, damit das Publikum beim Morgenkaffee eine neue Unterhaltung hat. Damit dies Publikum überhaupt liest, wird ferner die Bedeutung aller Ereignisse übertrieben und aufgebauscht, nicht das Wichtige, immer nur das Aufregende und Sensationelle wird in den grellsten Farben in den Blättern abgemalt. Diese schildern immer nur, was sich in das Auge drängt, zuerst alles, woran die deutschen Leser besonderen Gefallen finden; alle großen

Empfänge und Bälle, die Toiletten und den Trousseau der Prinzessinnen, die Taten der Gesellschaft, sämtlichen Klatsch, Raubmorde und Sittlichkeitsdelikte usw. Das den Ereignissen zugrunde Liegende sehen die Zeitungen nicht. Für das, was die Regierungen etwa absichtlich verschleiern, fehlt ihnen erst recht das feine Aufmerken. Sie wissen auch höchstens von der Bedeutung des Geschehenen für den Tag, weder seine Vorgeschichte noch seine Folgen können sie überblicken, und so reißen sie die einzelnen Ereignisse aus ihrem natürlichen Zusammenhang los. Der berühmte Ausspruch Talleyrands: die Sprache sei da, die Gedanken zu verbergen, läßt sich mit gutem Recht auf die Presse übertragen und lautet dann: die Presse bestehe, um die Ereignisse zu verheimlichen. Wie flüchtig, verworren, lückenhaft sind doch auch die Nachrichten über wirklich große Begebenheiten — man denke an Japan und Rußland — aber wenn nach diesen Begebenheiten längere Zeit verstrich und man gute Berichte über sie haben könnte, schweigen alle Blätter, denn die Nachrichten sind abgestanden, ohne „aktuelles Interesse". — Eine Nachricht und ein Ereignis muß immer das andere überstürzen. Was heute die Welt erregt, ist morgen übertrumpft, Tag für Tag taumeln haltlos die Begebenheiten an uns vorüber. Die natürliche Folge ist Erschlaffung, Abstumpfung, Widerwille und Ermüdung. Endlich auch die Unfähigkeit, Ernsthaftes aufzunehmen und zu bedenken, damit eine Abneigung vor der Unzahl aller schweren Aufgaben, die die Gegenwart nach Deutschland hineindrängt. So schnell als möglich gleitet die Presse darüber hinweg, nachdem sie rasch das herausgeholt, was das Publikum noch in Aufregung setzen könnte. Dafür nehmen dann eben Theater, Konzerte, Mode, Jagd, Sport, Tagesneuigkeiten und der Hof immer breiteren Raum

ein und so düngt man täglich den Boden, auf dem Philistertum und Servilität üppig gedeihen.

Dies Eilzugstempo übertrug sich von der Presse auf das öffentliche Leben, leider auch auf Theater und Kunst, Literatur und Buchhandel, sogar auch auf die Universitäten. Hier suchte auch einer den anderen zu überschreien, ein Werk überdrängt das andere, alles was gerade Bewunderung erregt, wird in unsinnige Höhen hinaufgelobt und dann, wenn ein neues Werk es ablöst, ebenso unsinnig heruntergerissen und angefeindet. Wer nicht sofort vergessen werden will, muß unaufhörlich von sich reden und reden lassen, der Erfolg Suchende wird immer nervöser, ungeduldiger, gewaltsamer und ratloser, bitterer und gehässiger und skrupelfreier in seiner Reklame. Alle wundervollen Kulturgenüsse, die uns die Gegenwart bietet, überstürzen sich und heben einander auf, die Folge ist wieder Abspannung, grenzenlose Unsicherheit, eine Ermüdung, die nur noch auf besonders raffinierte und aufreizende Genüsse reagiert. Der Kultur ist aber nichts notwendiger als Ruhe, sie muß langsam ausreifen und nur Reife können sie genießen. Sobald sie tagtäglich und jedermann angeboten wird, sobald man die Überfülle ihrer Genüsse gegeneinander losläßt, wird sie erniedrigt und zerstört sich selbst. Man hat heute auch die Kultur in den Dienst der Reklame und des Geschäftes gestellt, Barbaren haben sie anderen Barbaren angeboten und dies moderne Barbarentum ging wieder von Amerika aus! Da sich aber dies Land als Land des Fortschrittes überall anpreist, so müssen wir Zurückgebliebenen wohl auch sein modernes Barbarentum als neuesten Fortschritt dankbar bewundern.

Unheil dieser Art — dabei griff ich nur einiges heraus — richtet also die Überfülle der Nachrichten an, mit denen die Presse

tagtäglich die Welt überschwemmt. Außerdem nun beurteilt die Presse die Ereignisse, von denen sie erzählt. Diese Urteile müssen auch wieder rasch den Ereignissen folgen, ehe das Interesse daran erkaltet und ehe sich der Schreiber recht besinnen kann. Sie müssen so sein, daß das Publikum sie gerne liest und über sie in Affekt gerät und dazu leicht verständlich; unter diesen Anforderungen wird der Redakteur der beste, der über möglichst Vieles schnell, gewandt, mit einem Anschein von Geist und Gründlichkeit zu schreiben versteht. Dabei verderben dann alle besseren Gaben; man kann sie ja nicht sammeln, vertiefen und verwerten, man muß jeden Tag von ihnen hergeben, alles tiefere Empfinden muß dabei verflachen, alles eigene Denken und Urteilen muß allmählich aufhören. Man hat ja nur dem Publikum nach dem Munde zu reden. So wird aus dem Schreiben eine äußerliche Routine, und das Höchste, was diese erreichen kann, ist ein verderbliches Geschick, mit bestimmten Artikeln bestimmte, vorher berechnete Wirkungen zu erzielen. Auch entsteht aus diesem Betrieb die Unsitte, ins Unmäßige hinein zu preisen und zu schelten, so daß jeder Gestorbene von Ruf in den Nekrologen als der Größte der Großen erscheint und jedes feinere Unterscheidungsvermögen aufhört. — Es wären wohl viele Tragödien zu erzählen, würden die besseren Geister, die sich dem Journalismus zuwandten, ohne noch zu wissen was sie taten, von ihren Leiden berichten, solange sie es noch fühlen.

In den meisten Blättern kommt noch ein Verschlimmerndes hinzu: daß der Redakteur eine bestimmte Partei zu verteidigen und die anderen oder die Regierung zu befehden, d. h. den eigenen Verstand von Berufs wegen einzuschränken und zu verdummen hat. Es bekämpft ja nun eine Partei die andere, indem sie deren Handlungen und Äußerungen entstellt, sie

nicht verstehen will oder sie verschweigt oder übertreibend verzerrt oder darüber Gehässigkeiten verbreitet. Hier hat der Redakteur unbegrenzte Freiheit und darf sich für allen Zwang entschädigen, den ihm sonst sein Beruf auferlegt. Es können diese ganzen Genüsse, die man tagtäglich in kleinen Portionen dem Publikum verabreicht, wieder keine andere Folgen haben als zuerst unnötige Erregung, sehr schädliche Überschätzung von der Tragweite der Ereignisse, dann Aufhören jeder Selbständigkeit des Urteils und zum Schluß noch einmal Verdummung und Abstumpfung. Man darf sich bei dieser Presse auch nicht wundern, wenn die Parteien in Deutschland sich mit solch erbitterter Gehässigkeit und oft so brutalem Mißverstehen bekämpfen.

Aus seiner Presse grinst dem Deutschen von heute nur das eigene Philistergesicht wie in der Verzerrung des Hohlspiegels entgegen. Eine andere Wahrheit ist noch weniger schmeichelhaft: der herrschsüchtigste aller Selbstherrscher, der absoluteste aller absoluten Monarchen könnte mit aller Erfindungskunst sein Volk nicht so knebeln und verdummen, wie es sich heute mit Hilfe seiner eigenen Presse und zu seinem eigenen Behagen selbst knebeln und verdummen läßt.

Es wird nun allerdings recht begreiflich, daß gebildete und stille Männer dies ganze Treiben als widerwärtig verabscheuen. Wo ungeheure Schmutzhaufen liegen, wird jeder Wohlerzogene das Bedürfnis empfinden, in weitem Bogen herumzugehen und sich die Nase zuzuhalten. Dadurch aber werden diese Haufen nicht kleiner und ihr Geruch auch nicht besser; und wer dagegen angehen will, darf sich mit der griechischen Sage trösten, die die Reinigung des Augiasstalles als eine der unsterblichen Taten eines Halbgottes, des Herakles, feierte.

Die Reinigung wäre hier nun durchaus mit menschlichen

Kräften durchzuführen. Es gibt in Deutschland eine bewundernswerte Fülle ausgezeichneter Zeitschriften für die einzelnen Berufe und Interessen und für die allgemeine Bildung. Kein anderes Land kann sich solchen Reichtums rühmen. In diesen Zeitschriften teilen reife und unterrichtete Männer ihre Ansichten und Studien, Ergebnisse und Vorschläge mit. Ebenso erscheinen alljährlich immer noch eine stolze Zahl wertvoller Einzeldarstellungen und Untersuchungen. Gewiß sind sie sehr oft nur für einen sehr begrenzten Leserkreis berechnet, sei es, daß sie ungewöhnliche Kenntnisse voraussetzen, sei es, daß sie sich an Berufe wenden, die nur wenige sich erwählten, sei es, daß sie nur Vermutungen mitteilen oder erste Fingerzeige geben. Unter der Masse dieser Ausführungen bleiben trotzdem sehr viele, von denen die große Öffentlichkeit den besten Gewinn hätte, die auf Grund vielfältiger Arbeiten und eines reichen Materials mit einer Erfahrung und einer Einsicht von Tagesfragen sprechen, die sich ein Redakteur nie erwerben kann. Diese Aufsätze liegen nun meist, wenn nicht irgend ein Zufall oder eine geschäftliche Absicht auf sie die Aufmerksamkeit lenkt, brach, von wenigen beachtet und bald vergessen. Wieviel segensreicher wäre es nun, man speicherte nicht nur Schätze auf Schätze auf, die nur wenigen zu Gesicht kommen, sondern man trüge von diesen Schätzen auch etwas in die Zeitungen, das heißt, man teilte von dem allgemein Bedeutungsvollen darin regelmäßig das Wesentliche, Neue und Eigene in kurzen, knappen und interessierenden Auszügen, einzelne Absätze im Wortlaut, in den Tagesblättern mit. Es wäre dadurch manches gewonnen. Unseren führenden Zeitungen bliebe die ganze imponierende Breite ihrer Berichterstattung gewahrt, sie könnten sich aller Sensationen und alles Mode-

lärms erwehren, und es würden dafür durch eine solch erstaunlich einfache Hilfe wieder Ernst und bescheidene Sachlichkeit, selbständiges Denken, ein Reichtum von Erfahren und Wissen, zugleich eine edle Abwechslung in sie getragen: alles Kostbarkeiten, die sie jetzt nicht besitzen, die sie hoch über sich erheben würden und die ihnen auch wieder die tätige Teilnahme der Ernsten und Besten zuführten. Diese würden sich dann kaum noch scheuen, bei Gelegenheit von ihrem Wissen und ihren Einsichten solchen Zeitungen zu spenden. Den Zeitschriften aber und Einzeluntersuchungen würde sich gleichzeitig die Aufmerksamkeit viel weiterer Kreise zuwenden und ihre Lesersphäre sich dementsprechend vergrößern. Wie wenig, was ich hier vorbringe, Utopien sind, zeigt das Beispiel literarischer Zeitschriften, etwa des Literarischen Echos und des Kunstwarts. Sie gewannen dadurch Tausende von Lesern für Bücher, daß sie Teile daraus im Wortlaut mitteilten und ausführlich und geschickt auf sie hinwiesen, sich selbst sicherten sie wieder durch diese Hinweise eine immer steigende Leserzahl.

Zu einer solch wohltätigen und im besten Sinne erziehenden Wirksamkeit fehlen freilich unseren Redakteuren alle Bedingungen. Um sich die Fähigkeiten dafür zu erwerben, müßte zuerst die Vorbildung der Redakteure und dann die innere Organisation der Zeitungen eine von Grund aus andere werden. Heute schreibt auch in ganz großen Blättern derselbe Redakteur etwa über die Homerfrage und die auswärtige Politik; ein anderer über Volkswirtschaft und zugleich über Konzerte und Opern. Ändern sich diese Zustände nicht, so ändern sich auch nicht die Zeitungen. Das Ziel der Zukunft muß sein: Redakteure mit Fachkenntnissen, die innerhalb der Zeitung jeder ein bestimmtes Gebiet zugewiesen erhalten, nicht größer,

als daß sie sich darin gut und gründlich unterrichten und es immer überblicken können. Der eine etwa das über Frankreich, der zweite das über England, der dritte das über Rußland und seine Politik, ein vierter das über alles Soziale usw. Über ihnen müßte der Chefredakteur stehen und dessen Ideal denke ich mir am liebsten dem eines genialen Dirigenten ähnlich. Er hätte die Äußerungen seiner Mitarbeiter zu kunstvoller und organischer, sich immer abwechselnder und doch einheitlicher Wirkung zusammenzufassen, so daß ein jeder gerade durch den Zusammenklang mit anderen zur erhöhten Geltung käme und man im Hintergrund immer den energischen Leiter, eine Persönlichkeit mit bestimmtem Wollen fühlte, die nur in besonderen Fällen, dann aber sehr entschieden hervortritt. Diese Einheit der Leitung, wie sie nur einer starken Individualität gelingt, wäre allerdings gerade bei der Mannigfaltigkeit des Inhalts das notwendigste Erfordernis. Sieht man doch auch immer von neuem die Erscheinung sich wiederholen, daß manche Zeitschriften, wie reich ihr Inhalt auch sei, nur wegen der Persönlichkeit ihres Herausgebers gelesen werden.

Für Redakteure, wie ich sie hier andeute, wären gründliche Kenntnis jeweils der französischen, englischen Sprache und Zustände usw. die erste Voraussetzung, und sie müßten sie durch regelmäßiges Lesen der bemerkenswerten Zeitungen, Zeitschriften und Bücher des Landes oder über das Land auf der Höhe halten, dürften auch niemals schreiben, ohne sich vorher die Zeit zur Besinnung zu nehmen. Warum sitzen denn auch in den Redaktionen unserer großen Blätter nicht längst Männer, die gründlich Russisch, Japanisch und Chinesisch können und sich aus den Werken und Veröffentlichungen, die im Lande selbst und in der Landessprache erscheinen, unterrichten? Daß

wir über andere Länder, sogar über Frankreich und England, eigentlich gar nichts oder nur Irreführendes aus den Zeitungen erfahren, auf welch günstigen Boden auch die törichtsten Verleumdungen und Gehässigkeiten daher fallen, zeigt jedes Jahr von neuem und jedes Jahr eigentlich beschämender. Welch schwere materielle und sittliche Schädigungen aus diesen Verleumdungen erwachsen, sagen die Zeitungen natürlich nicht. Es ist wohl nur aus der Erstarrung unseres öffentlichen Lebens zu verstehen, daß die öffentliche Meinung die Unwürdigkeit und die steigende Gefahr dieses Zustandes nicht längst erkannt und sich dagegen empört hat.

Die Grundlagen seiner Vorbildung und damit erreichen wir wieder den Anschluß an unsere Universitäten, müßte in Zukunft jeder Redakteur, den man später an eine verantwortliche Stelle setzt, auf der Universität sich erwerben und die führenden Blätter sollten nur solche Männer nehmen, die ein mehrjähriges und gründliches Universitätsstudium nachweisen und eine gute wissenschaftliche Arbeit, sei es für das Staatsexamen oder für den Doktor, vorzeigen können. Dazu wäre freilich für die Universitäten nötig, daß sie auch ihrerseits den Zeitungen entgegenkommen. Jede von ihnen müßte die Übungen, in denen die Studenten eine Reihe von standard works gründlich lesen und das Gelesene knapp und gut, sachlich und klar, dazu hübsch und anziehend, wiedergeben lernen, zu einer ständigen Einrichtung erheben. Jede sollte, ich sage es hier noch einmal, der Gegenwart ein viel intensiveres und ausgebreiteteres Studium zuwenden und, wie nun schon der Volkswirtschaft, vor allem der Geschichte der Gegenwart die gründlichste Aufmerksamkeit und Beachtung schenken. Ich hole hier nach, was ich absichtlich unterdrückte, als ich von der

Betrachtung der Literatur und Kultur der Gegenwart auf der Universität sprach, daß auch gegen die Betrachtung der Geschichte ähnliche schwere Vorwürfe gerichtet werden müssen wie gegen jene. Die volkswirtschaftlichen Vorlesungen und Übungen, die mitten in die Gegenwart hineinführen, können sich des Andrangs gar nicht erwehren, die geschichtlichen veröden. Nun ist es gewiß wertvoll, wenn geschichtliche Übungen immer von neuem die Unechtheit oder die Interpolationen mittelalterlicher Chroniken und Urkunden feststellen, die Urkunden selbst interpretieren und die Studenten mittelalterliche Geschichtsschreiber lesen lassen. Freilich geschieht das bisweilen auch nach hergebrachtem Schema, ohne rechte Selbständigkeit des Führers und immer kommen dieselben Fälschungen und Autoren an die Reihe. Wie sehr auch dieser philologische Kultus der Einzelheiten den Blick für das Wesentliche verdunkeln kann, zeigte in den letzten Jahren dies Beispiel: die Aufnahme von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen durch manche angesehene zünftige Historiker. Dies Buch wurde, wovon sofort die Rede sein soll, geschrieben, um der deutschen Zukunft die unabweisbare Notwendigkeit zu zeigen, sich politische Bildung und Einsicht zu erwerben, die Historiker aber sahen und sprachen davon gar nichts, dafür stürzten sie sich auf die einzelnen Kapitel, um Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten, Irrtümer, einseitige Darstellung darin nachzuweisen, die in diesem Buche ungefähr denselben Wert haben wie falsche Lesarten in Goethes Werther.

Viel wertvoller als das, was heute geschieht, wäre, wenn man die geschichtlichen Werke über die Gegenwart und am liebsten solche, über die noch wenige oder gar keine Urteile vorliegen, betrachtete und vor allem unsere Zeitungen in den Übungen

studierte, ein und dasselbe Ereignis durchginge, wie es sich etwa in kapitalistischen und wie in sozialdemokratischen Blättern abmalt oder wie unsere Politik in regierungsfreundlichen und regierungsfeindlichen, in inländischen und ausländischen Blättern sich jählings verändert. Solche Übungen stellen an den Leiter viel größere Anforderungen, sind zeitraubender und mühsamer als die herkömmlichen, dafür viel lebendiger und wirkungsreicher. Sie zeigen dem Studenten die Abgründe und Gefahren moderner Urteilslosigkeit, Verhetzungs- und Entstellungskünste, werden ihm zuerst einen heillosen Schrecken vor unserem Zeitungswesen einjagen und ihm auch die ungewöhnlich große Verantwortung aufdecken, die der Beruf der Journalisten dem auferlegt, der ihn tief und ernst auffaßt. Ohne solche Radikalmittel ist auch eine Gesundung der Presse kaum zu erwarten.

Mit den Universitätsstudien sollte freilich die Vorbildung der Redakteure nicht aufhören; ihnen sollten wie bei anderen Berufen auch einige praktische Jahre folgen, sei es in unseren großen industriellen Unternehmungen, sei es bei der Regierung, sei es im Ausland. Dort könnte man sie der Redaktion einer großen ausländischen Zeitung als Volontäre beigeben oder einem der größeren Handelshäuser oder den Gesandtschaften Deutschlands, vorausgesetzt, daß diese letzten, wie es nun in ihrer Absicht zu liegen scheint, dann über die ganze Kultur, vor allem über die Industrie und den Handel des Landes sich unterrichten, in dem sie wirken.

Die Kosten für solche Zeitungen, wird man einwenden, seien gar nicht aufzubringen. Sie würden auch akademisch und langweilig werden und wohl immer unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinen.

Ich möchte dagegen sagen: wenn die ganzen unverhältnismäßig hohen und sehr oft recht überflüssigen Kosten für Originaltelegramme, Privatkorrespondenten, Interviews, Artikel von Modegrößen und ähnliches fortfielen, so wäre schon sehr viel Geld gewonnen für das Mehr von Redakteuren, das führende Zeitungen ausbilden und anstellen müßten. — Die Redakteure, die in fortwährender Fühlung mit der Gegenwart und dem Publikum bleiben, werden vor akademischen und langweiligen Aufsätzen sich auch schon zu schützen wissen. Sie werden auch trockenen Stoffen etwas von ihrem frischen Geiste einhauchen, alles beleben, das sie sich für die Zeitungen auswählten. — Von den großen Massen ist freilich nicht zu erwarten, daß sie diese guten Zeitungen nun an sich reißen: die Zukunft als Millionenblätter haben heute die Zeitungen, die nur Nachrichten bringen und die, um keinem Leser durch ihr Urteil weh zu tun, überhaupt nicht urteilen, dafür aber in gemessenen Zwischenräumen anmutig abwechselnde Sensationen mitten zwischen die Nachrichten setzen, Raubmorde und Sittlichkeitsverbrechen mit besonderem Behagen breittreten und durch Inserate aller Art, besonders durch Inserate mit doppeltem Boden, eine reizvolle Verbindung zwischen Redaktion und Publikum herstellen.

Eine Zeitung, wie ich sie andeute, darf von vornherein nur auf Leser der gebildeten Schichten hoffen, sie wird sich aber immer noch ein Publikum von Hunderttausenden gewinnen können. Man denke etwa an die „Zukunft“ von Maximilian Harden. Ganz abgesehen von den ungewöhnlichen und glänzenden Gaben des Herausgebers — diese Zeitschrift bleibt stark, weil man aus ihren Artikeln das unbedingte Streben heraus fühlt nach eigenem Urteil, selbständigem Denken und

vollkommener Unabhängigkeit. Ein Streben, an dem der Herausgeber festhielt, trotzdem man ihn nicht nur darin allein ließ, ihn sogar von allen Seiten bekämpfte und keine Mittel scheute, um ihn aus der Arena zu drängen.

Da der „Zukunft" ein großer Leserkreis treu bleibt, so darf das als ein unverkennbares Zeichen gelten, wie weit verbreitet das Verlangen nach selbständigem Denken und unabhängiger Einsicht in die Dinge auch heute noch in vielen Deutschen ist und fast als Beweis, daß Zeitungen nach dem hier skizzierten Vorbild der dankbarsten Empfänglichkeit sicher sind und das segensreichste Wirken sich schaffen können. Diese Zeitungen würden auch bald zu einer führenden Stellung sich heraufarbeiten und ihr Beispiel manche Nachahmung, ihre Mitteilungen durch vielfältigen Abdruck die weiteste Verbreitung finden. — Die Universitäten sollten sich an dieser Presse der Zukunft also ein doppeltes Verdienst erwerben: ihren Mitarbeitern die gründliche Vorbildung geben und ihre Bestrebungen durch eigene Aufsätze dauernd unterstützen. Es müßte dann auch gelingen, wonach die Redakteure in Deutschland bisher vergeblich trachteten und wonach sie wohl auch immer vergeblich trachten werden, wenn die Zeitungen wie heute bleiben: eine Hebung der gesellschaftlichen Stellung der Zeitungschreiber und des persönlichen Ansehens, das sie in der Öffentlichkeit und in maßgebenden Kreisen genießen.

Diese Hebung unseres Zeitungswesens durch die vorbereitende Erziehung auf der Universität und dann durch eigene Arbeit würde die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer allgemeinen Bildung tagtäglich festigen und wachhalten. Das wäre ein neues, nicht zu unterschätzendes Gegengewicht gegen die Einzelforscher. Sie wäre aber auch, und das scheint mir noch wesent-

licher, die einzige Möglichkeit, ich wenigstens sehe keine andere, daß wir in Deutschland die Bildung uns erwerben, die alle ernsthaften Männer, die um Deutschlands Zukunft besorgt sind, schmerzlicher als irgend eine andere entbehren, die politische Bildung. Das schwerste Bekümmernis des Fürsten Bismarck in seinen letzten Jahren war die politische Unreife und Verworrenheit Deutschlands. Daß nach seinem Sturze leitende Stellungen Männern anvertraut waren, denen man politische Unerfahrenheit und Dilettantismus von weitem ansehen mußte, daß das Auftreten dieser Männer in weiten Kreisen Beifall fand und daß niemand zu sehen schien, in welche Unsicherheiten die Führenden Deutschland hineinsteuerten. In jeder von Bismarcks letzten Reden klang als sorgenvoller Unterton die Warnung vor dieser Unreife als vor der größten Gefahr der Zukunft, seine Gedanken und Erinnerungen waren in dem Sinn ein politisches Vermächtnis, als sie die Notwendigkeit dieser politischen Erziehung immer von neuem zeigen, der heranwachsenden Generation zumal, die aus den Erfahrungen und Taten ihrer Eltern lernen sollte.

Diese politische Bildung setzt in gerader Linie die nationale Bildung fort, die uns alle Schulen der Zukunft einprägen sollen: nationale und politische Bildung sind eine ohne die andere nicht denkbar, sie ergänzen und bedingen sich gegenseitig. Die politische Bildung wird, das ist auch ein Überbleibsel aus Deutschlands kleinstaatlicher Vergangenheit, von Künstlern, Gelehrten und von vielen Gebildeten gern gering geschätzt oder in ihrer Bedeutung gar nicht erkannt. Sie ist aber der künstlerischen, geistigen und wissenschaftlichen durchaus ebenbürtig und uns im Augenblick noch viel notwendiger. Besäßen wir sie, so hätte unser ganzes öffentliches Leben sein Funda-

ment; nur auf diesem Unterbau kann sich eine feste, planvoll angelegte und vertrauenerweckende Politik erheben, und dieser Unterbau sollte die Grundlage jeder Partei bleiben — wie verschieden ihr Auftreten und ihre Ziele sonst auch sein mögen —, die Einheit, die man im politischen Leben nicht entbehren kann und Deutschland, das Land der verschiedenen Individualitäten und der aus- und gegeneinanderstrebenden Interessen am wenigsten.

Weil uns diese Bildung fehlt, sind die politischen Verhältnisse in Deutschland so verworren und so zerklüftet, so unlusterregend und so unzuverlässig. Weil sie so unzuverlässig sind, können Parlament und Presse, öffentliche Meinung und Regierung fast niemals eins auf das andere rechnen und miteinander arbeiten, findet keine Regierung einen bestimmten Rückhalt, muß sie sich immer neue Majoritäten suchen und suchend hin und her tasten. Weil diese Bildung fehlt, bleibt auch dem Parlament seine beste Wirksamkeit versagt. Gewiß dürfen sich seine Parteien mancher geschickter Parteiführer rühmen, die das Interesse und die Ziele ihrer Freunde energisch und klug zur Geltung bringen, die Männer aber, die früher dem Parlament das Gepräge gaben, die die Politik um der Nation willen trieben, die sucht man heute meist vergebens. Jene produktive unabhängige Kritik entwich dem öffentlichen Leben, die aus weiten Gesichtspunkten, am liebsten immer Deutschland selbst im Auge und aus echter Sachkenntnis schöpfend, unbekümmert, ohne nach oben und nach unten, auf die Linke und auf die Rechte zu sehen, tapfer sagt, was das Land schmerzt und worüber es sich empört und was es fürchtet und woran es sich beglückt. Wenn diese Tonart je angeschlagen wird, so schlagen sie heute, Gott sei es geklagt, die Sozialdemokraten an

und dieser freiheitliche Beigeschmack, darüber kann sich niemand täuschen, ist es, der die Jugend und die Masse so oft zu ihnen lockt, um dessentwillen sie alles Häßliche und Verkehrte der Partei vergessen. Und dieser Partei fehlt dazu noch gerade die Unbefangenheit und Sachkenntnis der Regierung gegenüber; sie sind die verrannteste, kurzsichtigste, doktrinärste aller Fraktionen. Die Regierung hat es meist leicht zu bekämpfen, was sie Verkehrtes und Gehässiges sagt und blickt dann auch gern über das Richtige in ihren Angriffen, wovon noch allzuviel bleibt, achselzuckend fort. Zwischen diesen Extremen bewegt sich heute die öffentliche Meinung; hier Opportunismus und Nützlichkeitspolitik, die nach kurzen Erfolgen strebt und immer nur das nächste sieht; dort einsichtslose und verbohrte Bekämpfung alles dessen, was Kapital und Regierung heißt. Was in der Mitte liegt und was die schönste Blüte eines freien Bürgertums sein sollte, eben jene politische Bildung und die darauf sich gründende unabhängige Gesinnung, die das Land vor Unterwürfigkeit bewahrt und für seine Zukunft sorgt, das wollte in den vergangenen Generationen entstehen und war deren größter Stolz, heute ist es verschwunden. Daran, daß wir es nicht mehr besitzen, am Niedergang des politischen Lebens, hat wieder die Hauptschuld das Bürgertum selbst, denn es mißachtete seine große allgemeine Bestimmung, betrieb seine Interessenpolitik oder blieb, ohne sich überhaupt zu rühren, ganz bei seiner Philisterei und tröstete sich vielleicht mit der Hoffnung auf einen Messias.

Staatsmänner wie Bismarck werden jedoch im Laufe der Jahrhunderte nur einmal den Völkern geschenkt und man darf nie auf sie rechnen. Jedes Volk aber kann aus seiner Vergangenheit und seinem Wesen lernen und der Extrakt aus diesen

gewonnenen Einsichten ist eben die politische Bildung. Sie erhebt erst das Land auf das Niveau, auf dem dauernde Erfolge erreicht werden können. Man sehe nach England hinüber. Es sind nicht seine Staatsmänner allein, es ist die allgemeine politische Einsicht, der es die dauernde Zunahme seiner, den größten Teil der Welt umspannenden Macht verdankt. Auch in Deutschland wäre in den letzten Jahren manches Schwanken und manches Unheil verhütet, mancher Minister nicht geduldet worden — hätten wir ein reifes Parlament und eine reife Presse besessen. Die Notwendigkeit dieser politischen Einsicht erkennen die Engländer seit langer Zeit, uns scheint sie eben erst klar zu werden. Dafür besitzen wir, was England nicht besitzt, Universitäten, die besser als jeder andere Lehrmeister diese politische Einsicht der Jugend einprägen und Jahr für Jahr befestigen können. Und wir sollten uns eine Presse schaffen, die die Notwendigkeit dieser politischen Einsicht tagtäglich verkündet. Die Universitäten klagen ja lauter als alle anderen, wie trostlos das öffentliche Leben in Deutschland aussehe und sie bedenken dies Leben recht gern mit der vernichtendsten Kritik. Ich weiß nicht, ob nur ich das überhörte, aber die so natürliche Mahnung: nicht zu klagen, sondern die besten Kräfte einzusetzen, um zu helfen, oder die Einsicht, daß die Universitäten selbst einen großen Teil der Schuld tragen an unseren trostlosen Zuständen, das klang mir aus Universitätskreisen nirgends entgegen. Denn so sind ja diese Herren — zu unserer tiefen Beschämung müssen wir es uns noch einmal vorhalten — im besten Fall sind sie Meister auf kleinem Gebiet, darum über alle Vorstellungen hochmütig und eingebildet, ohne wirkliches Interesse auch für das nächste, was sie angeht, z. B. für die Universitäten selbst, und immer bereit, was sie für unwissenschaftlich

halten, — also alles, was mit dem öffentlichen Leben zusammenhängt — ohne tiefere Einsicht zu verhöhnen oder zu beschimpfen.

Früher, als Deutschland noch ein Haufen kleiner Staaten war, fanden alle, die sich nach dem deutschen Reich sehnten, reichen und erfrischenden Trost an den deutschen Universitäten. Sie schenkten der Jugend neue Hoffnung und neuen Mut, sie hielten alle zusammen, die das Streben nach der deutschen Einheit beseelte und unter denen, die das neue Deutschland vorbereiteten, gebührt auch ihnen der tiefe Dank der Nation.

Der gleiche Segen könnte auch heute noch von ihnen ausstrahlen. Gewiß ist es heute schwerer und undankbarer, für das öffentliche Leben zu wirken, als vor fünfzig oder hundert Jahren, es gehört dazu eine ganz andere Ausdauer und Geduld, eisenharte Nerven und ein unbeweglicher Gleichmut: damals gab es noch keine Sozialdemokraten und keine Verleumdungen und Skrupellosigkeiten wie heute. Aber um so notwendiger ist der Kampf gegen diese giftigen Ausartungen und eine so weit verzweigte und einflußreiche Körperschaft wie die Universitäten, durch deren Hände die Jugend geht, müßte längst ungefragt diesen Kampf aufgenommen haben. Die politische Bildung ist zudem leichter zu erreichen als die religiöse und als die wissenschaftliche, sie würde bald Erfolg ernten und das öffentliche Leben segensreich durchdringen, wie viele sehnen sie doch herbei! Sobald aber die Universitäten sich der Macht wieder bewußt werden, die sie heute auch entfalten können, sobald sie fühlen, daß die Sonne Fichtes auch ihnen leuchtet, werden auch Freudigkeit und Stolz und Selbstvertrauen wieder einkehren und sie zur erhöhten Tätigkeit anspornen.

Wir wissen doch alle, wie es heute in Deutschland aussieht, daß wir sehr schweren Entscheidungen entgegengehen, Ent-

scheidungen, die nur ein sehr starkes, bis in die letzten Fasern von nationaler Einsicht und nationalem Selbsterhaltungstrieb durchdrungenes Volk überstehen kann. Wenn nun die Universität diese Einsicht und Kraft nicht stärkt, wenn die politische Unreife weiter um sich greift, wenn an die verantwortlichen Stellen immer von neuem Männer kommen, die ihnen nicht gewachsen sind, — ja was soll dann aus Deutschland werden?

Die Studenten. Die deutsche Zukunft

Wenn man nun auf die den Blick richtet, denen alle diese Mühen gelten, auf die Studenten, so kann sich auch eine sorgenvolle Stirn entwölken; die Jugend ist so gut und stark und rein wie sie früher war, ja es scheint mir, als hätte sie manche Müdigkeit und Indolenz vergangener Jahrzehnte überwunden. Ihr guter Wille ist immer wach, zwar oft unbeschäftigt und oft irregeleitet, aber für jede gute Sache leicht zu gewinnen. Ich will mich darum auf wenige Worte beschränken.

Auch ich sage, alle studentischen Verbindungen, die Geist und Sinn einengen, sind von Übel. Darum soll man konfessionelle Verbindungen nicht unterstützen, aber auch sie nicht angreifen und sie zu Märtyrern machen, sondern sie dadurch beiseite drängen, daß man Besseres und Lockenderes als sie schafft. Ebenso muß ich mich gegen wissenschaftliche Verbindungen erklären. Dort werden die wissenschaftlichen Anlagen überbildet und die menschlichen leiden an Unterernährung. Wer während der Universität und dann noch zu Hause sich mit Wissenschaft füttert, der soll sie nicht auch noch am Abend in Gestalt von Vorträgen der Kameraden zu sich nehmen. Die

Verbindungen sind gewiß nicht für jedermann; mancher tut besser, allein zu bleiben und seine Anlagen selbst oder in zwangloser Freundschaft mit Kameraden auszubilden. Die aber in Verbindungen leben, sollten diese Verbindungen gründlich von allerhand schlechten Angewohnheiten reinigen, die sich dort im Laufe der Jahrzehnte ansetzten. Ich denke vor allem an die Burschenschaften, in denen die Bedingungen zu nationaler Arbeit noch immer die günstigsten sind. Man erstrebe dort zuerst eine edlere und vielseitigere körperliche Kultur. Die Elemente dieser Kultur, das Notwendige für jedermann, gibt ja der Staat durch das Soldatenjahr. Auf dieser Grundlage wäre weiter zu bauen, Fechten jeder Art, auch das Florettfechten zu üben, für Turnen, Schwimmen, Rudern, Tennis usw. zu sorgen, doch so, daß es die Gesundheit, Kraft und Biegsamkeit des ganzen Körpers erhöht, nicht so, daß man sich Virtuosenkünste darin aneignet und diese sportmäßig übertreibt. Solche körperliche Betätigung ist auch der Schutz gegen manche sittliche Versuchung der Jugendjahre und wird hoffentlich auch das Trinken noch weiter einschränken, namentlich die unsinnigen, verdummenden Frühschoppen am hellen lichten Tage. — Dann aber sollten auch die jungen Leute unter Freunden in freiem Gespräch und zwanglosem Austausch der Gedanken für die gute und echte innere Bildung sorgen und das ist natürlich die Hauptsache. In den ersten Semestern möge man, wenn es angeht, einige Vorlesungen besuchen, die ihr gelten, Dozenten und, wenn man das nicht will, ältere Verbindungsbrüder nach ihrem Rat und nach schönen Büchern fragen. Es ließe sich mit wenig Mitteln in jeder Verbindung eine hübsche Bücherei, den Wünschen und Bedürfnissen der Mitglieder entsprechend, einrichten und dafür kann man an dem Geld ersparen, das man

heute für sehr überflüssige, meist protzige und geschmacklose Dedikationen und unnütz prunkvolle Stiftungsfeste allzuoft verschleudert.

So etwa: als gemeinschaftliches frisches Genießen von Gesundheit und Jugendkraft, als freundschaftlichen geistigen Austausch von allem, was uns in der Jugend beschäftigt und begeistert, denke ich mir das studentische Leben in den Verbindungen. Es soll den Sinn der Studenten für die ganze Gegenwart und für sein Deutschland wecken, ihn nicht zu politischer eigener Betätigung verleiten. Dazu gehören reife Männer und die alte Burschenschaft wurde darum in ihren Zielen betrogen, weil ihr die Führer fehlten, die jungen waren nicht reif zu dieser Führerschaft.

Ich betonte sehr oft, meine Vorschläge erstrebten nur, was im eigensten Wesen der Universitäten liege und stellten nur Ansprüche, die man nie hätte vergessen sollen. Gerade darum darf ich nun die sehr erheblichen Schwierigkeiten nicht verschweigen, die sich ihnen hartnäckig immer von neuem in den Weg stellen werden. Das Einfachste und Natürlichste scheint in unserer verworrenen, unübersehbaren und vielfältigen Gegenwart eben das Schwerste. — Daß Bayern seine Hochschulen und Mittelschulen verjüngt und eine auf den besten heimatlichen Überlieferungen beruhende süddeutsche Kultur der norddeutschen entgegenstellt, oder daß die Katholiken sich eine von Rom unabhängige, durchaus deutsche Religion schaffen: wer wagt das heute zu erhoffen? — Andere werden mir lächelnd entgegenhalten: in ganz Deutschland sei heute keine einzige Persönlichkeit, die das erreichen könne, was ich verlange: und ich sähe im Geiste Legionen von wundervollen Persön-

lichkeiten auf Hochschulen, auf Schulen, in der Presse wirken. Nein — das sehe ich eigentlich nicht: ich weiß, daß die Guten immer selten sein müssen. Persönlichkeiten gibt es aber auch heute genug: sie sind nur schwerer zu entdecken, verbergen sich oder ziehen sich zurück, man verdrängt sie ja heute von den Universitäten und an anderen Plätzen finden sie erst recht keine Verwendung. Ich sage mir auch: wenn das arme, kleine Preußen von 1806 solche Fülle von mächtigen Persönlichkeiten zeugte — sollen sie dann in unserm großen reichen Deutschland nirgends zu finden sein?

Dann halte ich noch an einer Hoffnung fest: sobald nur einige Männer, unbekümmert um alles, was sie erwartet, mit gutem Beispiel vorangehen, die schlummernden Kräfte wecken, die Trägen aufrütteln, das Ganze vor die Sonderinteressen und Sonderwissenschaften stellen und andere gute deutsche Taten tun, so werden bald andere folgen, die Jugend wird sich um sie drängen, und der Boden, auf dem die Persönlichkeiten gedeihen, ist dann bald geschaffen. Auf diese Führenden kommt es an, sie werden sich finden und die Masse wird folgen. Es wäre das nicht der erste Aufschwung derart, den Deutschland erlebte, und wir wissen, daß in Zeiten solchen Aufschwungs in Deutschland immer eine überwältigende Fülle von Kräften frei werden, die vorher niemand geahnt hatte.

Nun ist das Erreichen der hier geschilderten Ziele ganz allein von den Universitäten abhängig: ihnen kann kein Staat und auch sonst niemand helfen, das ist das Wesen ihrer Selbstständigkeit; und jeder auf ihnen muß allein gehen und doch alle zum gleichen Ziele. Wer nun einmal an sich erlebte, welche Verantwortung es ist, sich selbst die Tätigkeit vorzuschreiben und den selbst vorgesteckten Zielen nachzugehen, ohne daß

jemand hilft oder anspornt oder befiehlt, ohne daß man Erfolge oder Anerkennung sieht, wird die Gefahren ahnen, die hier jeden bedrohen. Die Verwirklichung unserer Ziele erfordert auch Generationen, langes, stilles und freudiges Arbeiten aller. — Da tröstet wieder die Gewißheit: solche Organisationen, die an jeden die höchsten Anforderungen stellen, jedem eine gewisse Unabhängigkeit gewähren, ja sie von jedem fordern, die mächtig wie tausende und abertausende und doch wie ein Wille wirken, solche Organisationen sind die unbestrittene Gabe der Deutschen, kein anderes Volk der Welt ahmt sie in dieser Vollendung nach. Mögen sich daher die Universitäten an diese Gabe und was sie von ihnen verlangt, erinnern!

Wir zeigten am Eingang dieser Betrachtungen, wie über Deutschland nach 1870 ein Rausch des Reichtums und des Erfolges kam, und wie jedem sein Gewinn und sein Vorteil und die geschickte technische und industrielle Verwertung seiner Wissenschaft vorschwebte, wie aber die erstaunlichen Ergebnisse im einzelnen für das Ganze einen betrübenden Erfolg brachten, daß die Wissenschaft sich in kleine und kleinste Partikelchen auflöste, zu ihrem Schaden sich verweltlichte, und daß das ganze geistige und öffentliche Leben verödete. Heute ist es überall mit einer breiten Schicht von Unlust bedeckt.

Sollen wir aus diesen Zuständen heraus, so müssen, das betonten wir immer von neuem, die geistigen Führerinnen Deutschlands als Erste helfen, die Universitäten. Sie müssen den Wissenschaften Leben und Jugend und innern Gehalt zurückgeben, das gute deutsche Wesen aufwecken, in die Schulen nationale, in das Leben politische Bildung tragen, Philosophie und Religion vertiefen — in selbstverleugnender Arbeit,

im „Schweiß des Hirnes und der Hände", damit aus den Studenten wieder aufrechte deutsche Männer werden, die freudig das beste, was sie haben, ihrem Deutschland geben. Auch zum Schluß möchte ich noch einmal sagen: nur durch unverbrüchliche Treue an der errungenen Überzeugung, durch unbeirrbares Streben nach der Sache, durch vollkommenen Verzicht auf alles Persönliche, Ehre, Vorteil, Glück, Erfolg, wird die deutsche Persönlichkeit. Das war und das bleibe das deutsche Ideal, mit ihm steht und fällt Deutschlands geistige, sittliche, nationale Zukunft.

Als am 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck sich die Studenten in endlosen Reihen, von der Macht der Stunde überwältigt, lachend und weinend an dem vorüberdrängten, der ihnen wie die geheiligte Macht des Deutschen Reiches erschien, verjüngten sich die vorher müden Züge des Alten und er lächelte freundlich der Jugend zu. Nachher sagte er: „Seit ich diese jungen, deutschen Eichen sah, ist mir um Deutschlands Zukunft nicht bange." Von allen den tausend beruhigenden Worten, die man in den letzten Jahren über Deutschlands Zukunft hörte, ist dies das einzige, das uns Trost und Zuversicht geben kann, und es muß uns, wenn wir nicht untergehen wollen, eine ernste und dauernde, täglich sich erneuende Mahnung sein, Deutschland sein deutsches Wesen zu erhalten.

Ende

Inhaltsverzeichnis

Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig-R.